

DINO BUZZATI SIEBEN ERZÄHLUNGEN

Worpsweder Verlag





DINO BUZZATI SIEBEN ERZÄHLUNGEN

Aus dem Italienischen
übertragen von Ernst Pepping
Worpsweder Verlag

© Worpsweder Verlag 1985

ISBN 3-922516-43-2

Alle Rechte vorbehalten.

Italienische Originalrechte bei

Arnoldo Mondadori Editore, Mailand

Deutsche Rechte:

Nymphenburger Verlagshandlung, München

(für die Erzählungen

„Die sieben Boten“

und „Die Tötung des Drachen“)

Lektorat und Nachwort:

Andrea Rückert

Buchgestaltung:

Hartmut Brückner, Bremen

Umschlagfoto:

Andrej Reiser / Bilderberg

Satz:

Headline Fotosatz, Bremen

Druck:

Oltmanns & Buerfeind, Achim

8

Das Problem des Parkens / *Il problema dei posteggi*

18

Die Autopest / *La peste motoria*

28

Schnellzug / *Direttissimo*

38

Die sieben Boten / *I sette messaggeri*

46

Die Tötung des Drachen / *L'uccisione del drago*

68

Die Heiligen / *I Santi*

76

Weihnachtsgeschichte / *Racconto di Natale*

84

Nachwort

DAS PROBLEM DES PARKENS

Ein Auto besitzen ist schön bequem, gewiß, doch es macht das Leben nicht leichter.

In der Stadt, in der ich wohne, erzählt man sich, daß ein Auto zu lenken einstmals eine einfache Sache gewesen sei. Die Passanten traten beiseite, die Fahrräder fuhren an den Seiten, die Straßen waren fast leer, nur hier und da ein Häufchen Roßäpfel, und man konnte halten, wo man nur wollte, sogar mitten auf Plätzen, und man hatte nur die Verlegenheit der Wahl. So sagen die Alten, mit einem melancholischen Lächeln, beladen mit Erinnerungen.

Sollte es wahr sein? Oder ist es nur eine Legende, nur ein phantastisches Märchen, das der Mensch erfindet, wenn sich auf sein Haus die Traurigkeit senkt und es schön ist, sich vorzustellen, daß nicht immer das Leben so dornenvoll wie heute war, daß es Stille gab und klare Abende? (Die Arme auf die Fensterbank gestützt, ruhig die Seele, versunken in der Betrachtung der Welt dort unten, die nach einem Tag der Arbeit einschläft, nicht wahr?, und der anmutige Kopf von ihr, süß von den Schultern getragen, halbgeöffnet die Lippen in der Verzückung des Abends, und die Sterne über uns, die Sterne!) Dies, damit zu hoffen möglich sei, daß etwas aus fernen Zeiten zurückkehre und daß dann der Strahl der Morgensonne, auf den Rand des Kopfkissen fallend, uns wieder erwecke?

Heute hingegen, o Freunde, ist es eine Schlacht. Die Stadt ist aus Zement und Eisen gemacht, ganz aus harten Kanten, die sich senkrecht erheben und ausrufen: nicht hier, nicht hier. Aus Eisen müssen auch wir sein, um hier leben zu können, und im Innern des Körpers dürfen wir nicht zarte und warme Eingeweide haben, sondern Blöcke aus Beton, einen rauhen Stein im Gewicht von einem Kilogramm Komma zwei an der Stelle des sogenannten Herzens, dieses lächerlichen aus der Mode gekommenen Instrumentes.

Als ich zu Fuß zum Büro ging oder mit der Straßenbahn fuhr, konnte ich es mir bequem machen, verhältnismäßig, heute, das Auto benutzend, nicht mehr. Denn man muß das Auto an irgendeinem Ort abstellen; und um 8 Uhr morgens eine freie Stelle längs der Bürgersteige zu finden, ist fast eine Utopie.

Daher stehe ich um $\frac{1}{2}$ 7, spätestens um 7 Uhr auf: Zähneputzen, Rasieren, Duschen, eine Tasse Tee, eiligst getrunken, dann schnell auf den Weg, Gott bittend, daß alle Verkehrsampeln grün seien.

Da sind wir nun. In erbärmlicher Sklavenangst mein Nächster, Männer und Frauen, ein Ameisengewimmel, sich abkeuchend, so schnell wie möglich das tägliche Gefängnis zu erreichen. (An Tischen und Schreibmaschinentischchen, ein wenig vorgebeugt, o weh, bald könnt ihr sie so sehen, in bestürzender Einförmigkeit des Lebens, das doch Romanze, Wagnis, Abenteuer, Traum hätte sein sollen, erinnert ihr euch an die Knabengespräche an der Brustwehr der Flüsse, die da unten hinab zum Ozean flossen?) Und die langen geraden Straßen haben schon auf beiden Seiten, so weit das Auge reicht, eine ununterbrochene Reihe leerer parkender Wagen.

Wo werde ich einen Platz finden, um meinen abzustellen? Das Auto, ein Gelegenheitskauf, besitze ich seit einigen Monaten, ich bin noch wenig erfahren, und Parkplätze gibt es wenigstens sechshundertvierunddreißig verschiedener Kategorien, ein Labyrinth, in dem auch ein alter Fuchs des Steuers sich verirrt. Jede Mauer hat ihre Schilder, das ist wahr, aber man hat sie in kleiner Größe gehalten, um nicht die Monumentalität, wie man sagt, der alten Straßen zu stören. Wer kann da die winzigen Unterschiede in Farbe und Zeichnung entziffern?

Ich fahre suchend durch enge Seitenstraßen, mit meinem kleinen Wagen, der von hinten durch einen Katarakt von

Lastautos und Möbelwagen bedrängt wird, die mit fürchterlichem Hupen verlangen, daß er ihnen Platz mache. Wo finde ich eine Stelle? Da unten, so wie eine Fata Morgana dem Beduinen der Wüste Seen und Springbrunnen vor-spiegelt, öffnet sich die langhinge-zogene Flanke einer majestätischen Allee, völlig frei. Eine Täuschung. Gerade die großen leeren Räume, die unser Gemüt erfreuen sollten, sind die treulosesten. Zu viel der Gnade. Man kann schwören, daß dahinter sich eine Falle verbirgt. Und tatsächlich ist dieser Raum tabu, weil sich hier der babylonische Palast des Finanzministeriums erhebt. Hier den eigenen Wagen zu lassen, hätte Anzeigen, Beschlagnahmen, kostspielige und komplizierte Prozesse zur Folge, in manchen Fällen sogar Verurteilungen zu Gefängnisstrafen. Doch sieht man zuweilen dort unbewacht abgestellte Wagen, wenige, aber es gibt sie: im allgemeinen Karosserien in Sondermodellen, überlebende Reststücke zweideutigen Reichtums, merkwürdig in die Länge gezogen, mit einer ruchlosen Schnauze. Wer sind ihre Besitzer oder ihre Diebe? Es sind Schiffbrüchige des Lebens, die nichts mehr zu verlieren haben, Verzweifelte, die das Gesetz herausfordern und versuchen, alles auf eine Karte zu setzen.

Nur Mut: Nicht weit von meinem Büro, in einer Nebenstraße, bemerke ich plötzlich eine kleine Lücke, in die ich vielleicht mein Vehikel einnisten kann. Ein heikles Rückwärtsmanöver längs der Fläche eines gigantischen amerikanischen Wagens, weiß und rot, einer wahren Verhöhnung des Elends, am Steuer ein athletischer herrschaftlicher Chauffeur, er scheint eingeschlafen zu sein, aber ich bemerke, daß aus halbgeschlossenen Augen seine feindseligen Blicke kontrollieren, ob es mir passiere, zu berühren, zu streifen mit meinem armen, verrosteten Gefährt das seine, gepanzert, ein von Chrom strotzender

Schild, überladen mit spiegelnden Kugeln, Strebepfeilern und Strebemauern, das allein genügen würde, denke ich, den Hunger einer Familie zehn Jahre lang zu stillen.

Um der Wahrheit die Ehre zu geben, mein Auto bietet mir alle erdenkliche Mitarbeit, es macht sich noch kleiner, verdünnt sich, verschwindet, hält den Atem an, bewegt sich auf Gummifußspitzen. Nach sieben Versuchen, ganz in Schweiß gebadet infolge der Nervenanspannung, gelingt es mir endlich, meine Mausefalle in die winzige Lücke einzufügen. Ein nettes Stückchen Präzisionsarbeit, ich sage es, ohne mich rühmen zu wollen. Dann steige ich aus und schließe triumphierend die Wagentür. Ein uniformierter Diener nähert sich: „Entschuldigen Sie, gehört der Wagen Ihnen?“ „Mir, wieso?“ Er zeigt auf ein mikroskopisches Schild: „Können Sie lesen? Reservierter Parkplatz. Nur für die Beamten der Oldrek.“ Tatsächlich öffnet sich wenige Meter entfernt der Zugang zu dem Sitz der großen Gesellschaft.

11

Blutübergossen steige ich wieder ins Auto, und mit entnervenden Vorsichtsmaßnahmen gelingt es mir, mich herauszuwinden, ohne mit meiner unreinen Berührung die königliche Würde des amerikanischen Straßenkreuzers zu beflecken. Aus halbgeschlossenen Augen durchbohren mich die Blicke des Chauffeurs mit Nadelspitzen der Verachtung.

Es ist spät. Ich hätte schon seit einer Weile im Büro sein müssen. Ängstlich durchforsche ich eine Straße nach der anderen auf der Suche nach einer Zuflucht. Nicht schlecht: Da ist eine Dame, die anscheinend im Begriff ist, in ihr Auto zu steigen. Ich bremsen, erwarte, daß sie abfährt und ich ihren Platz erbe. Ein rasendes Hupenkonzert bricht hinter meinem Rücken los. Mich umwendend sehe ich das verzerrte Gesicht eines Lastwagenfahrers, der sich aus dem Wagen lehnt, mir beleidigende Beinamen zuheult

und mit den Fausten auf den Wagenschlag hämmert, um seinen Zorn in Lärm auszulassen: Mein Gott, wie haßt er mich.

Ich bin gezwungen weiterzufahren. Und als ich nach Umquerung des ganzen Häuserblocks an die gleiche Stelle zurückkehre, ist die Dame zwar weggefahren, gewiß, aber schon ist ein anderer dabei, sein Auto in den frei gewordenen Raum einzukeilen.

Vorwärts. Hier ist das Parken nur für eine halbe Stunde erlaubt, dort nur an ungeraden Tagen (und heute ist der 2. November), hier nur den Mitgliedern des Motormaticklubs, dort ist es begrenzt auf Autos, die mit der Lizenz Z versehen sind (öffentliche und staatlich kontrollierte Anstalten). Und wenn ich versuche, mich dumm zu stellen, so schießt wie ein Blitz ein Mann mit einer militärisch aussehenden Mütze hervor, der mich aus seinem Herrschaftsbereich vertreibt. Es sind die Parkwächter, kräftige Männer, groß, bärtig, sonderbar unbestechlich, Trinkgelder üben auf sie keinerlei Wirkung aus.

Geduld. Jetzt muß ich wenigstens zum Büro fahren und dort Bescheid sagen. Der Portier steht immer auf der Schwelle, ich werde einen Augenblick halten und ihm die Sache erklären. Aber während ich langsamer fahrend auf das Haustor zuhalte, fallen meine Augen auf eine Lücke in der Autoreihe der gegenüberliegenden Straßenseite. Mit dem Herzen in der Kehle wende ich, unter dem Risiko, von der Lawine der Fahrzeuge zerquetscht zu werden, überquere die Straße und ordne mich schnell ein. Ein Wunder.

Der Friede senkt sich auf mich herab. Bis zum Abend ist mir vergönnt, ruhig zu leben, vom Bürofenster aus kann ich es sogar sehen und kontrollieren, mein kleines nützliches Auto. Jetzt sieht es fast graziös aus, hat einen lächelnden Ausdruck, freut sich offensichtlich darüber,

daß auch ihm ein Platz auf der Welt beschieden ist. Kein Zweifel, welch außergewöhnliche Fügung: gerade gegenüber dem Haus, in dem ich arbeite, mitten im Zentrum der Stadt! Man soll nie im Leben verzweifeln.

Es vergehen ein paar Stunden, und ich meine, ein den ununterbrochenen Lärm der Fahrzeuge übertönendes aufgeregtes Geschrei zu vernehmen. Mit düsterer Vorahnung trete ich ans Fenster. Oh, ich wußte es doch, ein Verrat mußte sich unten vollziehen, allzu leicht war es gegangen. Tatsächlich hatte ich nicht bemerkt, daß dort, wo ich mein Auto abgestellt hatte, in die Hauswand eine Falltür eingelassen war. Diese hatte man jetzt geöffnet und ein großer Lastwagen will herausfahren. Drei Männer in Arbeitskitteln sind, gutturale Verwünschungen ausstoßend, dabei, mein Auto ruckweise anzuheben und zu schieben. Mit der bloßen Kraft der Arme entwurzeln sie es aus dem bequemen Loch, so leicht ist es, und stoßen es weiter vor, so daß der Lastwagen ausfahren kann. Dann entfernen sie sich.

Mein Auto bleibt daher verlassen quer über der Straße stehen, so daß der Verkehr blockiert ist. Schon hat sich eine Wagenschlange gebildet, und zwei Polizisten sind herbeigeeilt, ich sehe, wie sie in ihren Notizbüchern schreiben. Ich stürze nach unten, beseitige das Auto, ich weiß nicht wie, es gelingt mir, das Mißverständnis den beiden Schutzleuten zu erklären und einer Strafe zu entgehen. Aber dort bleiben kann ich nicht. Von neuem also bin ich eingesaugt vom Strudel, der sich dreht und dreht und nicht stillstehen kann, weil kein Platz zum Stillstehen da ist.

Ist das ein Leben? Weiter also in Richtung auf die Peripherie, wo der Kampf weniger wild, gnädiger der Raum ist. Da unten gibt es beinah verlassene Straßen und Alleen, so wie die Wege der Innenstadt in vergangenen Zeiten waren, wenn wahr ist, was die Alten erzählen. Aber es sind

weit entfernte und ärmliche Posten. Wem nützt das Auto, wenn man es in dieser Verbannung lassen muß? Und dann, was soll am Abend geschehen? Heute Abend kommt das Dunkel, und auch die Automobile werden müde wie wir sein und das Bedürfnis nach einer häuslichen Unterkunft verspüren.

Aber die Autogaragen sind überfüllt. Die Besitzer, bis vor einigen Jahren bescheidene und freundliche Menschen, die wir als unseresgleichen ansehen konnten, sind mächtige Persönlichkeiten geworden, in deren Nähe man nicht gelangt. Es ist schon viel, wenn man mit ihren Buchhaltern, oder Sekretären oder anderen Henkersknechten sprechen kann, aber auch die sind nicht mehr die dienst-eifrigen jungen Männer von früher. Sie lächeln nicht mehr, hören mit Würde unsere jämmerlichen Bittgesuche an. „Aber wissen Sie nicht“, antworten sie, „daß wir schon etwa zwanzig Vormerkungen haben? Vor Ihnen zum Beispiel den Ingenieur Zolito, den Präsidenten der F. L. A. M. den Professor Syphoneta, den Grafen El Motero, die Baronesse Spicchi.“ Alles große Namen, von Millionären und Potentaten, berühmten Chirurgen, Großgrundbesitzern, Opernsängern, zitiert, um mich einzuschüchtern. Außerdem, auch wenn sie es mir nicht sagen, alte und abgenutzte Wagen wie der meine sind nicht willkommene Gäste: Das Prestige des „Hauses“ leidet unter ihnen. Habt ihr noch nie die angeekelten Grimassen der Portiers bemerkt, wenn ein heruntergekommenes Subjekt in einem Grand Hotel erscheint?

Immer weiter also, durch die Vorstädte, durch Feld und Heide, noch weiter, mit Wut trete ich den Gashebel ganz nach unten. Die Räume werden immer ausgedehnter und feierlicher. Jetzt das Brachland, nun der Rand der Savanne, dann die Wüste, wo die Straße sich in der unendlichen Einförmigkeit des Sandes verliert.

Halt schließlich. Ich schaue umher, kein Mensch ist zu sehen, kein Haus, nirgendwo ein Zeichen des Lebens. Allein, endlich. Nur das Schweigen.

Ich stelle den Motor ab, steige aus, schließe die Wagentür. „Leb wohl“, sage ich, „du bist ein braves kleines Auto gewesen, das ist wahr, im Grunde hab ich dich gern. Verzeih mir, wenn ich dich hier verlasse, aber wenn ich dich in einer bewohnten Straße ließe, würde man mich früher oder später mit einem Stoß von Strafmandaten aufsuchen. Und du bist alt, bist häßlich, entschuldige meine Offenheit, niemand würde dich haben wollen.“

Es antwortet nicht. Ich mache mich zu Fuß auf den Weg und denke: „Was wird diese Nacht geschehen? Werden die Hyänen kommen? Werden sie es verschlingen?“

Es ist fast Abend. Ich habe einen Arbeitstag verloren. Vielleicht erwartet mich die Kündigung. Ich kann nicht mehr vor Müdigkeit. Und doch, ich bin frei, endlich frei! Ich hüpfе, eine sonderbare Leichtigkeit in den Gliedern, deute Tanzschritte an. Evviva! Ich drehe mich um, das Auto, ganz im Hintergrund, winzig, sieht aus wie ein kleiner Mistkäfer, eingeschlafen im nackten Schoß der Wüste.

Aber da unten ist doch ein Mann! Ein großer Mann, bärtig, wenn ich nicht irre, trägt er eine Mütze von militärischem Aussehen, und er macht mir Zeichen des Protestes, und er heult, heult.

Ah, nein, genug. Ich hüpfе, ich laufe, ich galoppiere auf meinen nicht mehr jungen Beinen, stampfe, fühle mich leicht wie eine Feder. Die Schreie des verdammten Wächters verlieren sich nach und nach hinter meinem Rücken.

DIE AUTOPEST

An einem Septembermorgen fuhr in der Garage Iride in der Mendozastraße – zufällig war ich anwesend – ein grauer Wagen einer exotischen Marke und von ungebrauchlicher Form vor, der ein ausländisches Nummernschild trug, das man nie zuvor gesehen hatte.

Der Besitzer der Garage, ich, mein alter Freund der Obermechaniker Celada und die anderen Arbeiter waren alle in der Werkstatt. Aber durch eine Glastür konnte man in den großen Verkaufsraum sehen.

Dem Wagen entstieg ein Herr gegen die Vierzig, groß, blond, sehr elegant, ein wenig gebeugt, der besorgt um sich schaute. Der Motor war nicht abgestellt und lief minimal. Trotzdem ging von ihm ein merkwürdiges Geräusch aus, das ich nie gehört hatte, ein trockenes Gekeusche, fast wie wenn die Zylinder Steine mahlten.

Sofort sah ich, wie Celada erbleichte. „Heilige Madonna“, murmelte er, „das ist die Pest. Genau wie in Mexiko. Wie gut ich mich daran erinnere.“ Dann lief er auf den Unbekannten zu, der kein Wort italienisch verstand. Aber dem Mechaniker war so sehr daran gelegen, daß jener sich entferne, daß ihm auch Zeichen genügten, um sich verständlich zu machen. Und der Fremde fuhr ab, immer mit diesem angsterregenden Motorengeräusch.

„Du gibst ja schön an“, sagte der Garagenbesitzer zum Obermechaniker, als dieser in die Werkstatt zurückkehrte. Wir alle kannten sie recht gut, nach hundertmaligem Hören, diese unwahrscheinlichen Geschichten Celadas, der in jungen Jahren in Amerika gewesen war.

Der blieb gelassen. „Ihr werdet schon sehen“, sagte er, „was für eine schlimme Sache das für uns werden wird.“

Dies war, soviel ich weiß, das erste Vorpostengefecht der Geißel, der erste Glockenschlag, der das dröhnende Geräusche des Todes einleitete.

Drei Wochen immerhin vergingen, bevor ein anderes

Symptom sich meldete. Es war eine zweideutige Bekanntmachung der Stadtverwaltung: Zur Vermeidung von „Mißbrauch und Unregelmäßigkeiten“ seien besondere Abteilungen unter der Verwaltung der Verkehrs- und der Schutzpolizei gebildet worden, – so hieß es –, welche die Aufgabe hätten, die Leistungsfähigkeit der öffentlichen und privaten Kraftfahrzeuge, auch zu Hause und in den Garagen, zu kontrollieren und wenn nötig, die „Sicherstellung zum Zwecke der Aufbewahrung“ auch die unverzügliche, anzuordnen. Bei einer so unbestimmten Ausdrucksweise war es unmöglich, die eigentliche Absicht der Bekanntmachung zu erraten, und in der Öffentlichkeit blieb sie daher unbeachtet. Wer hätte argwöhnen können, daß jene „Kontrolleure“ nichts anderes als Totengräber sein würden?

Zwei weitere Tage mußten verstreichen, ehe Besorgnis entstand. Mit Blitzesschnelle verbreitete sich dann vom einen Teil der Stadt bis zum anderen das Gerücht, so unwahrscheinlich es auch war, die Autopest sei ausgebrochen.

Über die ersten Anzeichen und die Folgen des geheimnisvollen Übels erzählte man sich alles mögliche. Die Infektion äußere sich zuerst in einer hohlen Resonanz des Motors, wie wenn dieser sich erkältet habe. Dann schwellen die Gelenke zu scheußlichen Höckrigkeiten an, ihre Oberfläche bedecke sich mit gelben und stinkenden Krusten, schließlich löse sich der ganze Motor in ein verzerrtes Knäuel von Achsen, Triebstangen und zerbrochenem Getriebe auf.

Was die Ansteckung anbelangt, so meinte man, daß sie durch die Auspuffgase bewirkt würde, die Automobilisten vermieden daher die belebten Straßen, das Stadtzentrum wurde fast menschenleer, und die Stille, so oft beschworen, hier ließ sie sich souverän und beklemmend

nieder. Oh ihr festlichen Hupenklänge, ihr dröhnenden Auspuffexplosionen schöner Tage!

Auch die Garagen wurden wegen der ihnen innewohnenden Ansteckungsgefahr in der Mehrzahl gemieden. Wer nicht über einen privaten Abstellraum verfügte, zog es vor, das Auto in weniger befallenen Gegenden, etwa auf den Wiesen der Peripherie zu parken. Und jenseits der Reithahn war der Himmel gerötet von den Scheiterhaufen der an der Pest gestorbenen Wagen, die in einem großen Gehege, vom Volke Lazarett genannt, aufgehäuft und verbrannt wurden.

Unvermeidbarerweise kam es zu den schlimmsten Ausschreitungen: Diebstahl und Plünderung von unbewachten Wagen, anonyme Denunziation von Autos, die in Wirklichkeit gesund waren, aber doch im Zweifelsfalle kurzerhand konfisziert und verbrannt wurden, Übergriffe der mit der Kontrolle und Beschlagnahme beauftragten Totengräber, verbrecherische Gewissenlosigkeit derer, die ihr Auto weiter benutzten, obschon sie wußten, daß es verpestet war, und damit die Krankheitskeime austreuten, Verbrennungen von verdächtigen Wagen, während diese noch lebten (man hörte auf weite Entfernung ihre entsetzlichen Schreie).

Anfangs war in Wahrheit die Panik größer als der Schaden. Man schätzte, daß im ersten Monat nicht mehr als 5 000 Kraftwagen von den 200 000 unserer Provinz der Pest erlagen. Dann scheint eine Pause eingetreten zu sein, und das wirkte sich verhängnisvoll aus, denn in der Illusion, die Pest sei praktisch zu Ende gegangen, wurde eine große Anzahl von Wagen von neuem in Verkehr gebracht, wodurch die Ansteckungsgelegenheiten sich vervielfältigten.

Und nun erwachte die Seuche von neuem mit verschärfter Wut. Das Schauspiel der auf der Straße von der Pest

niedergerafften Wagen wurde eine normale Sache. Das weiche Summen des Motors ging plötzlich in ein rauhes, stoßweises Keuchen über und zersplitterte in einem rasenden Krachen des Eisens. Noch einige Zuckungen, dann blieb der Wagen stehen, ein rauchender, gottverlassener Schutthaufen. Aber noch schrecklicher war die Agonie der Lastwagen, deren kräftige Eingeweide verzweifelten Widerstand leisteten. Kläglich dumpfe Schläge und grausiges Gerassel entströmten den Innern dieser Ungetüme, bis eine Art zischenden Geheuls das schmachvolle Ende ankündigte.

Ich war zu jener Zeit Chauffeur einer reichen Witwe, der Marchesa Rosanna Finamore, die in Gesellschaft einer Nichte im alten Palast der Familie lebte. Mir ging es dort recht gut. Das Gehalt konnte man nicht gerade fürstlich nennen, aber dafür war der Dienst beinahe eine Sinekure: bei Tag oblagen mir nur wenige Fahrten, am Abend kaum je eine, daneben die Instandhaltung des Wagens. Es handelte sich um einen großen schwarzen Rolls Royce, schon bejahrt, doch von einem überaus aristokratischen Aussehen. Ich war stolz auf ihn. Auf der Straße verloren auch die stärksten Supersport-Wagen die gewohnte Anmaßung beim Erscheinen dieses alles übertreffenden Sarkophags, der gleichsam blaues Blut ausschwitzte. Insgesamt, ich hatte das Auto lieber, als wenn es mir gehört hätte.

Die Epidemie raubte daher auch mir den Frieden. Gewiß, man sagte, die vielzylindrischen Wagen seien praktisch immun. Aber wie konnte man dessen sicher sein? Die Marchesa verzichtete daher auf meinen Rat darauf, bei Tage, wenn die Ansteckungsgefahr am größten war, auszufahren und beschränkte den Gebrauch des Wagens auf seltene Ausgänge nach dem Abendessen bei Gelegenheit von Konzerten, Besprechungen und Besuchen.

Eines Nachts gegen Ende Oktober, gerade auf dem Höhepunkt der Pest, kehrten wir im gewohnten Rolls Royce nach Hause zurück. Wir kamen von einem Damenklub, in dem die Marchesa zuweilen ein Plauderstündchen verbrachte, um die Melancholie jener Zeit zu vergessen. Gerade, als wir auf dem Bismarckplatz anlangten, glaubte ich eine plötzliche kurze Unterbrechung im wohlklingenden Rauschen des Motors zu vernehmen, ein rauhes Kratzen, das den Bruchteil einer Sekunde dauerte. Ich fragte die Marchesa, ob sie es auch gehört habe. „Ich habe nichts gehört“, sagte sie. „Mach dir keine Sorgen, Johann, und bilde dir nichts ein. Dieser alte Kasten hat vor niemandem Angst.“

Trotzdem wiederholte sich, bevor wir zu Hause angelangt waren, noch zweimal jenes verhängnisvolle Gequiek oder soll ich Stauung, soll ich Reibung sagen, und meine Seele füllte sich mit Erregung. In der kleinen Garage verweilte ich dann lange in Betrachtung des edlen Autos, das offensichtlich eingeschlafen war. So lange, bis ich aus gewissen unsagbaren Seufzern, die aus der Motorhaube drangen, obschon der Motor abgestellt war, auf das Schlimmste schließen mußte.

Was tun? Um einen Rat zu bekommen, gedachte ich, mich an den alten Mechaniker Celada zu wenden, der außer seinen mexikanischen Erfahrungen angeblich über die Kenntnis einer Spezialmischung aus Mineralöl verfügte, die ein wunderbares Heilmittel sein sollte. Obschon Mitternacht schon vorbei war, rief ich das Café an, wo er gewöhnlich fast jeden Abend Karten spielte. Er war da. „Celada“, sagte ich, „du bist immer mein Freund gewesen.“ „Oh, ich hoffe doch.“ „Wir waren immer gleicher Meinung.“ „Gott sei Dank.“ „Kann ich mich auf dich verlassen ...“ – „Natürlich!“

„Dann komm. Ich möchte, daß du dir den Rolls Royce ansiehst.“

„Ich komme sofort.“ Und bevor er den Hörer auflegte, glaubte ich ein leichtes Lachen zu hören.

Ich blieb, auf einer Bank sitzend, um zu warten, während aus der Tiefe des Motors ein immer häufigeres Röcheln ertönte. In Gedanken zählte ich die Schritte von Celada und berechnete die Zeit, in kurzem müßte er hier sein. Und während ich die Ohren spitzte, um zu hören, wenn der Mechaniker ankam, vernahm ich auf einmal ein Scharren von Füßen im Hofe, aber nicht die eines einzelnen Menschen. Ein fürchterlicher Verdacht stieg in mir auf. Und nun öffnete sich die Tür der Garage, und zwei schmutzige kastanienbraune Overalls erschienen, die auf mich zukamen, zwei verdächtige Visagen, zwei Totengräber, mit einem Wort: ich sah das halbverdeckte Gesicht von Celada, der sich hinter einem Türflügel verborgen hielt und von dort ausspähte.

„Ah, du schmutziges Aas, hinaus, ihr Hunde!“ Und ich suchte keuchend eine Waffe, einen Schraubenschlüssel, eine Eisenstange, einen Stock. Aber jene waren schon über mich hergefallen, und zwischen ihren kräftigen Armen wurde ich ziemlich schnell ein Gefangener.

„Du Lump“, schrien sie mit Grimassen voll Wut und Hohn, „du willst dich gegen die Kontrolleure der Stadtverwaltung auflehnen, gegen Beamte, die im öffentlichen Dienst stehen und für das Wohl der Stadt arbeiten!“ Und sie fesselten mich an die Bank, nachdem sie mir, Höhepunkt der Verspottung, das bei „Sicherstellung zum Zwecke der Aufbewahrung“ vorgeschriebene Formular in eine Tasche gesteckt hatten. Schließlich setzten sie den Rolls Royce in Bewegung, der sich mit einem Geheul entfernte, das schmerzhaft, doch von erhabener Würde war. Er schien mir Lebewohl sagen zu wollen.

Als mir nach einer halben Stunde schrecklicher Anstrengungen gelungen war, mich zu befreien, stürzte ich, ohne nur einmal die Marchesa von dem Vorgefallenen zu unterrichten, in die Nacht hinaus und rannte wie ein Verrückter zum Lazarett, jenseits der Reitbahn, in der Hoffnung, rechtzeitig anzukommen.

Aber gerade, als ich dort anlangte, verließ Celada mit den beiden Totengräbern das Gehege, er eilte an mir vorbei, wie wenn er mich noch nie gesehen hätte, und wurde vom Dunkel verschluckt.

Nicht gelang mir, ihn einzuholen, nicht gelang mir, in das Lager einzudringen, nicht gelang mir, die Einstellung des Zerstörungswerkes zu erwirken. Lange verharrte ich, ein Auge an einen Spalt der Bretterwand gepreßt, ich sah den Scheiterhaufen der unglücklichen Autos, dunkle Umrisse wanden sich zuckend in den Gluten. Wo war mein Auto? Unmöglich, in diesem Inferno etwas zu unterscheiden. Nur für einen Augenblick glaubte ich, seine teure, das wilde Brausen der Flammen übertönende Stimme wiederzuerkennen, ein Schrei höchster Not, herzzerreißend, der sofort im Nichts dahinschwand.

SCHNELLZUG

„Diesen Zug nimmst Du?“ „Ja, diesen Zug.“ Die Lokomotive wirkte erschreckend unter den rauchgeschwärzten Gewölben der Bahnhofshalle, sie sah aus wie ein wilder Stier, stampfend vor Ungeduld, vorwärts zu stürzen. „Mit diesem Zug reist Du?“ fragte man mich. Tatsächlich flößte er Furcht ein, so rasend war der Druck des Wasserdampfes, der zischend den Ventilen entwich. „Mit diesem“, antwortete ich.

„Und wohin?“ Ich nannte den Namen. Nie hatte ich ihn jemals ausgesprochen, nicht einmal im Gespräch mit Freunden, aus einer Art von Scham, den großen Namen, den größten, das märchenhaft wunderbare Ziel. Ihn hier niederzuschreiben, fehlt mir der Mut.

Nun schauten sie mich an, einer so, der andre so: zornig die einen wegen meiner Schamlosigkeit, höhnisch andere wegen meines Ehrgeizes, wieder andere mitleidig wegen meiner Illusionen. Einer lachte. Mit einem Sprung war ich im Wagen. Ich riß ein Fenster auf, suchte in der Menge befreundete Gesichter. Nicht ein Hund war zu sehen.

Und nun voran, oh Zug, nicht eine einzige Minute wollen wir verlieren, renne, galoppiere. Herr Maschinist, geize nicht mit den Kohlen, treib an den Leviathan. Ein Schnauben, ein Ruck, die Wagen erbeben, und, zuerst langsam, defilierten, eine nach der anderen, die Träger der Halle an mir vorbei. Dann Häuser Häuser Fabriken Gasometer Hallen Häuser Häuser Schornsteine Häuser Häuser Bäume Gemüsegärten Häuser tran-tran tran-tran die Wiesen das Land, die ziehenden Wolken am offenen Himmel! Gibs ihm, Maschinist, mit der ganzen Kraft des Dampfes.

Mein Gott, wie rannte der Zug. Bei diesem Tempo konnte es nicht schwer sein, dachte ich, die Station 1 zu erreichen und dann die Stationen 2, 3, 4 und schließlich 5, die letzte, und dies wäre der Sieg gewesen. Durch die Fenster-

scheiben betrachtete ich zufrieden die Telegraphendrähte, die sich senkten, sich senkten, bis sie plötzlich einen Sprung nach unten machten, tac, und sich dann wieder zur alten Höhe, zum nächsten Telegraphenmast erhoben: und der Rhythmus beschleunigte sich immer mehr. Aber mir gegenüber, auf dem Divan aus rotem Samt saßen zwei Herren, mit den Mienen derer, die in Dingen des Eisenbahnverkehrs sachverständig sind. Sie schlugen fortgesetzt im Kursbuch nach und schüttelten brummend den Kopf.

Da ich ein etwas ängstlicher Mensch bin, faßte ich mir ein Herz und fragte: „Wenn ich nicht aufdringlich bin, meine Herren, warum schütteln Sie so den Kopf?“

„Wir schütteln den Kopf“, antwortete mir der Ältere der beiden, „weil dieser verwünschte Zug nicht so fährt, wie es seine Pflicht wäre. Bei diesem Tempo werden wir mit einer entsetzlichen Verspätung ankommen.“

Ich sagte nichts, dachte aber: „Nie sind sie zufrieden, diese Menschen. Der Zug ist doch geradezu begeisternd in seiner Kraft und seinem guten Willen. Er ist wie ein Tiger, er rennt, wie wahrscheinlich noch kein Zug gerannt ist, und doch immer wieder diese sich ewig beschwerenden Reisenden.“ Indessen flohen auf beiden Seiten die Felder mit bewunderungswürdigem Schwung vorbei, und die Entfernung hinter unserem Rücken wuchs ins Riesenhafte.

In der Tat erschien die Station 1 eher, als ich erwartet hatte. Ich sah auf die Uhr. Wir waren völlig pünktlich. Hier sollte ich nach meinem Programm den Ingenieur Moffin wegen eines sehr wichtigen Geschäftes treffen. Ich stieg eilig aus und begab mich, wie vorgesehen, schnell zum Restaurant 1. Klasse. Dort befand sich tatsächlich Moffin, der gerade sein Mittagsmahl beendet hatte.

Ich begrüßte ihn, nahm Platz, aber er deutete in keiner

Weise auf unser Geschäft hin, sprach vom Wetter und anderen gleichgültigen Dingen, wie wenn er unermesslich viel Zeit hatte. So vergingen gut zehn Minuten (noch fehlten bis zur Abfahrt kaum sieben), ehe er sich entschloß, aus der Ledermappe die notwendigen Aktenhefte herauszuholen. Aber er bemerkte, daß ich auf die Uhr sah. „Haben Sie etwa Eile, junger Mann?“ fragte er mich ohne Ironie. „Mir, um offen zu sein, behagt es nicht, geschäftliche Dinge zu besprechen, während einem das Wasser an der Kehle steht.“

„Sie haben durchaus Recht, verehrter Herr Ingenieur“, wagte ich zu sagen, „aber mein Zug geht in kurzer Zeit und ...“

„Wenn es so ist“, erwiderte er, mit einer energischen Geste der Hände die Blätter zusammenraffend, „so tut es mir leid, unendlich leid, aber wir werden uns, wenn überhaupt, von neuem unterhalten, wenn Sie, lieber Herr, ein wenig mehr Zeit haben.“ Und er erhob sich.

„Entschuldigen Sie“, stammelte ich, „es ist nicht meine Schuld. Sehen Sie, der Zug ...“

„Es macht nichts, es macht nichts“, sagte er, überlegen lächelnd.

Ich hatte kaum Zeit genug, den Zug zu erreichen, der sich von neuem langsam in Bewegung setzte. „Geduld“, dachte ich, „ich werde es ein anderes Mal nachholen. Das, was zählt, ist, nicht den Zug zu versäumen.“

Wir flogen durch die Felder, und die Telegraphendrähte tanzten auf und nieder mit jenen epileptischen Anfällen, man sah unermessliche Prärien und immer seltener Häuser, immer seltener, weil wir in die Länder des Nordens eindringen, die sich nach allen Seiten der Einsamkeit und dem Geheimnis öffneten.

Die beiden Herren von zuvor waren nicht mehr da. In meinem Abteil saß ein protestantischer Pfarrer von

mildem Aussehen, welcher hustete. Vor uns Wiesen und Wälder und Sümpfe, während hinter uns die Entfernung erschreckend und schmerzhaft anschwell.

Auf einmal, da ich nicht wußte, was tun, sah ich zur Uhr, und sofort tat der Pfarrer zwischen einem und dem anderen Hustenstoß das gleiche und schüttelte den Kopf. Aber diesmal fragte ich nicht nach dem Warum, denn leider kannte ich es. Es war 16.35 Uhr, und schon seit einer Viertelstunde hätten wir auf der Station 2 angekommen sein müssen, die immer noch nicht am Horizont sichtbar wurde.

Auf der Station 2 sollte mich Rosanna erwarten. Als der Zug einlief, befanden sich auf dem Bahnsteig viele Leute. Aber Rosanna war nicht da. Wir hatten eine Verspätung von einer halben Stunde. Ich sprang aus dem Zug, durchschritt das Bahnhofsgebäude und sah auf den Platz hinaus. Und nun, im Hintergrund der Allee, weit entfernt, erblickte ich Rosanna, die, ein wenig gebeugt, wegging. „Rosanna, Rosanna!“ rief ich so laut ich konnte. Aber meine Geliebte war schon zu weit entfernt. Sie wandte sich nicht ein einziges Mal um und, unter uns gesagt, was hätte ich nun tun sollen: Konnte ich hinter ihr her rennen, konnte ich den Zug und alles andere aufgeben?

Rosanna verschwand am Ende der Straße, und mit einem Verzicht mehr bestieg ich von neuem den Schnellzug, und weiter, durch die Ebenen des Nordens, dem entgegen, das die Menschen Schicksal nennen. Was hatte die Liebe zu bedeuten, nach allem?

Wir reisten Tag für Tag, die Telegraphendrähte längs der Schienen tanzten ihren neurasthenischen Tanz, aber warum hatte das Dröhnen der Räder nicht mehr das schöne Ungestüm von früher? Warum zögerten am Horizont die Bäume unlustig, anstatt wie überraschte Hasen loszuschnellen?

Auf der Station 3 hatten sich kaum zwanzig Menschen versammelt. Das Komitee, das kommen sollte, um mich zu feiern, war nicht zu sehen.

Ich holte auf dem Bahnsteig Informationen ein. „Ist nicht zufällig ein Komitee so und so gekommen?“ fragte ich, „Männer und Frauen mit Fahnen und Musikkapelle?“

„Doch, ja, es war da. Es hat auch ziemlich lange gewartet. Dann hat es genug gehabt und ist gegangen.“

„Wann?“

„Es werden drei oder vier Monate her sein“, war die Antwort. In diesem Augenblick horte man einen langgezogenen Pfiff, der die Abfahrt des Zuges anzeigte.

Mutig voran. Der Schnellzug hinkte weiter mit aller verfügbaren Kraft, zweifellos war es nicht mehr der fortreibende Galopp von einst. Lag es an schlechter Kohle? War es die andere Luft? Oder die Kälte? War der Maschinist müde? Und die Entfernung hinter uns war wie ein schwindelerregender Abgrund.

Auf der Station 4 mußte die Mutter sein, ich wußte es. Aber als der Zug hielt, waren die Bahnsteige leer. Und es schneite.

Ich lehnte mich weit aus dem Fenster heraus, schaute umher und war im Begriff, es enttäuscht wieder zu schließen, als ich sie endlich sah: im Wartesaal, zusammengekrümmt auf einer Bank, ganz in einen Schal eingehüllt, sie schlief.

Ich sprang heraus und lief, sie zu umarmen. Als ich sie an mich drückte, merkte ich, daß sie fast nichts mehr wog, ein zerbrechliches Knochenbündel. Und ich fühlte, wie sie vor Kälte zitterte.

„Sag mir, erwartest Du mich schon länger?“

„Nein, nein, mein Sohn“, und sie lachte glücklich, „nicht einmal vier Jahre.“

Während sie das sagte, sah sie nicht mich an, sondern

schaute umher auf den Boden, fast als wenn sie etwas suche.

„Was suchst du, Mutter?“

„Nichts ... Aber Deine Koffer? Hast Du sie draußen auf dem Bahnsteig gelassen?“

„Sie sind im Zug“, sagte ich.

„Im Zug“, und ein Schatten von Trostlosigkeit senkte sich wie ein Schleier auf ihre Stirn herab. „Du hast sie noch nicht ausgeladen?“

„Aber ich ...“ Ich wußte wirklich nicht, wie ich es ihr sagen sollte.

„Möchtest Du sagen, daß Du gleich weiterfährst? Daß Du nicht einmal einen Tag bleibst?“

Sie schwieg, bestürzt, und schaute mich an.

Ich seufzte. „In Ordnung. Der Zug soll abfahren. Ich laufe, um die Koffer zu holen. Ich habe entschieden. Ich bleibe bei Dir. Nach allem anderen hast Du jetzt vier Jahre auf mich gewartet.“

Bei diesen Worten wechselte ihr Gesichtsausdruck von neuem. Die Fröhlichkeit kehrte zurück und ein Lächeln, das jedoch nicht mehr Licht als zuvor ausstrahlte.

„Nein, nein, hol nicht das Gepäck, ich habe mich falsch ausgedrückt“, flehte sie. „Es war nur Scherz, weißt Du. Ich verstehe Dich. Du darfst nicht in diesem armseligen Lande bleiben. Für mich lohnt sich nicht die Mühe. Meinetwegen darfst Du nicht einmal eine Stunde verlieren. Es ist viel besser, wenn Du gleich weiterfährst. Unbedingt. Es ist Deine Pflicht ... Eine einzige Sache habe ich mir gewünscht: Dich wiederzusehen. Ich habe Dich wieder-gesehen, und nun bin ich zufrieden.“

Ich rief „Gepäckträger, Gepäckträger! (ein Gepäckträger erschien unverzüglich) Drei Koffer müssen aus dem Zug geholt werden!“

„Wieso Koffer“, wiederholte die Mutter. „Eine Gelegenheit

wie diese kommt nie mehr wieder. Du bist jung, Du mußt Deinen Weg gehen. Schnell, steig in den Zug ein. Geh, geh“, und lächelnd gab sie sich die größte Mühe, mich mit ihren schwachen Kräften gegen den Zug hin zu drängen. „Um Gotteswillen, mach schnell, man ist dabei die Türen zu schließen.“

Ich weiß nicht, wie es zuing, doch mit allem meinem Egoismus fand ich mich in meinem Abteil wieder, lehnte mich aus dem Fenster, gestikulierend, die letzten Grüße winkend.

Während der Zug entflo, wurde sie bald noch kleiner, als sie wirklich war, eine winzige Figur, traurig und unbeweglich auf dem verlassenen Bahnsteig, im niederfallenden Schnee. Dann wurde sie ein schwarzer Punkt ohne Gesicht, eine kleine Ameise in der Weite des Universums, und sofort verschwand sie im Nichts. Lebe wohl.

Mit einer sich um Jahre und Jahre anhäufenden Verspätung sind wir so von neuem auf der Reise. Aber wohin? Der Abend sinkt, die Wagen sind kalt, fast niemand ist in ihnen geblieben. Hier und da, in den Ecken der dunklen Abteile sitzen einige Unbekannte mit bleichen und harten Gesichtern, frierend und schweigend.

Wohin? Wie weit noch ist die letzte Station? Kommen wir je an? Lohnt es sich, in solcher Eile den geliebten Orten und Personen zu entfliehen? Wo habe ich nur die Zigaretten hingelegt? Ah, hier sind sie, in der Jackentasche. Gewiß, zurückkehren kann man nicht mehr.

Voran also, Herr Maschinist! Wie siehst Du aus, wie nennst Du dich? Ich kenne Dich nicht und habe Dich nie gesehen. Wehe, wenn Du mir nicht hilfst. Halte aus, guter Maschinist, wirf ins Feuer die letzte Kohle, bring diese alte, quiekende Baracke zum Fliegen, ich bitte Dich, schleudere sie Hals über Kopf vorwärts, damit sie wenigstens ein bißchen der Lokomotive von einst gleiche, erinnerst Du Dich?

Vorwärts, blindlings durch die Nacht. Aber im Namen Gottes, laß nicht nach, laß Dich nicht vom Schlaf übermannen. Morgen vielleicht werden wir ankommen.

DIE SIEBEN BOTEN

Aufgebrochen, um das Königreich meines Vaters zu erkunden, entfernte ich mich Tag für Tag weiter von der Stadt, und immer seltener erreichten mich Nachrichten. Ich war etwas älter als dreißig, als ich die Reise begann, und mehr als acht Jahre ununterbrochenen Weges sind seither vergangen, genau acht Jahre, sechs Monate und fünfzehn Tage. Bei der Abreise glaubte ich, die Grenzen des Reiches leicht in einigen Wochen erreichen zu können, statt dessen bin ich immer wieder neuen Volkern und Ländern begegnet, aber wo auch immer ich Menschen antraf, sprachen sie meine eigene Sprache und versicherten, meine Untertanen zu sein.

Zuweilen denke ich, der Kompaß meines Geographen müsse abgelenkt sein, und im Glauben immer nur nach Norden vorzustößen, seien wir in Wirklichkeit vielleicht nur im Kreise gegangen, ohne je die Entfernung vergrößert zu haben, die uns von der Hauptstadt trennt. Dies könnte erklären, warum wir noch nicht die äußerste Landesgrenze erreicht haben.

Öfter jedoch quälte mich der Zweifel, ob diese Grenze überhaupt existiere, ob der Ausdehnung des Reiches irgendeine Grenze gesetzt sei und ob ich, je weiter ich auch vordringe, je das Ende erreichen werde.

Ich trat die Reise im Alter von mehr als dreißig Jahren an, zu spät vielleicht. Die Freunde, selbst die vertrauten, verlachten meinen Plan als unnütze Verschwendung der besten Jahre des Lebens, und nur wenige tatsächlich willigten ein, mitzureisen.

Obschon unbedacht, mehr, weiß Gott, als heute, beschäftigte ich mich mit der Möglichkeit, während der Reise mit meinen Lieben in Verbindung zu bleiben, und ich erwählte aus den Herren des Hofes die sieben Besten, die mir als Boten zu dienen hätten.

Ich glaubte, unerfahren, sieben Boten zu haben sei mehr

als genug. Im Laufe der Zeit erkannte ich, daß es im Gegenteil lächerlich wenige waren, obschon niemand von ihnen je krank wurde, unter die Räuber fiel oder seine Reittiere einbüßte. Alle sieben haben mir mit einer Ausdauer und Ergebenheit gedient, die zu entschädigen mir kaum je gelingen wird.

Um sie leicht zu unterscheiden, legte ich ihnen Namen mit Anfangsbuchstaben alphabetischer Reihenfolge zu: Alessandro, Bartolomeo, Caio, Domenico, Ettore, Federico, Gregorio.

Da ich nicht daran gewöhnt war, fern von zu Hause zu sein, sandte ich den ersten, Alessandro, am Abend des zweiten Reisetages zurück, als wir schon etwa achtzig Meilen zurückgelegt hatten, und um die Stetigkeit der Verbindung sicher zu stellen, am nächsten Abend den zweiten, dann den dritten, dann den vierten, einen nach dem anderen, bis zum achten Reiseabend, an welchem Gregorio aufbrach. Der erste war zu diesem Zeitpunkt noch nicht zurückgekehrt.

Er erreichte uns am zehnten Abend, als wir in einem unbewohnten Tal das Nachtlager aufschlugen. Ich erfuhr von Alessandro, daß er die vorgesehene Reisegeschwindigkeit nicht erreicht hatte. Ich hatte gedacht, daß er, allein und auf bestem Pferde reitend, in der gleichen Zeit eine doppelt so große Strecke wie wir zurücklegen würde. Indessen erreichte er nur die anderthalbfache Geschwindigkeit. Während wir in einem Tage vierzig Meilen vordrangen, bewältigte er sechzig Meilen, doch nicht mehr. Ebenso war es bei den anderen. Bartolomeo, der am dritten Reiseabend zur Stadt aufgebrochen war, erreichte uns am fünfzehnten, Gaio, am vierten abgereist, kehrte erst am zwanzigsten zurück. Ziemlich schnell stellte ich fest, daß es genügte, die Zahl der beim Aufbruch des Boten bis dahin verstrichenen Reisetage mit fünf zu multiplizieren,

um zu wissen, wann er uns von neuem erreicht haben würde.

Indem wir uns immer weiter von der Hauptstadt entfernten, wurde die Reisstrecke der Boten jedesmal länger. Nach fünfzig Reisetagen begann der Zeitabstand zwischen der einen und der anderen Ankunft der Boten sich merkbar zu weiten. Während ich zuerst alle fünf Tage einen von ihnen am Lager ankommen sah, wurde der Abstand jetzt fünfundzwanzig Tage. Die Stimme der Heimat wurde auf diese Weise immer schwächer, ganze Wochen vergingen, ohne daß ich von ihr irgendeine Mitteilung erhalten hätte.

Nachdem sechs Monate verstrichen waren – schon hatten wir das Fasanigebirge überstiegen – vergrößerte sich der Abstand zwischen den Ankünften der Boten auf gut vier Monate. Sie überbrachten mir nunmehr fremdartige Nachrichten, die Briefumschläge erreichten mich zerknittert, manchmal feucht und fleckig, weil der Überbringer im Freien übernachtet hatte.

Immer weiter die Reise. Vergeblich versuchte ich mir einzureden, daß die über mir eilenden Wolken denen meiner Kindheit gleich seien, daß der Himmel der weit entfernt liegenden Stadt nicht verschieden von der mich überwölbenden blauen Kuppel sei, daß die Luft die gleiche sei, gleich der Hauch des Windes, gleich die Stimmen der Vogel. Die Wolken, der Himmel, die Luft, die Winde, die Vogel, in Wirklichkeit erschienen sie mir neu und andersartig, und ich fühlte mich fremd.

Vorwärts, vorwärts! Landstreicher, denen wir auf den Ebenen begegneten, sagten, die Grenzen seien nicht mehr weit. Ich spornte die Meinen zur Eile an, und die entmutigten Laute verstummten auf ihren Lippen. Schon waren vier Jahre seit meiner Abreise vergangen, welch langandauernde Mühe. Die Hauptstadt, mein Haus, mein

Vater, wie fremdartig weit waren sie zurückgewichen, kaum war es zu glauben.

Gut zwanzig Monate des Schweigens und der Einsamkeit klafften zwischen den aufeinanderfolgenden Ankünften der Boten. Sie überbrachten mir merkwürdige, von der Zeit vergilbte Briefe, in denen ich vergessene Namen, ungewohnte Ausdrucksweisen und Meinungen fand, die zu verstehen mir nicht gelang. Während wir uns am nächsten Morgen von neuem auf den Weg machten, brach der Bote, nach einer einzigen Nacht der Ruhe, in entgegengesetzte Richtung auf, um die Briefe, die seit geraumer Zeit bereit lagen, zur Stadt zu befördern.

Nun aber sind achteinhalb Jahre vergangen. Heute Abend speiste ich allein in meinem Zelt, als Domenico eintrat. Mühsam gelang ihm ein Lächeln, obschon er völlig erschöpft war. Seit fast sieben Jahren hatte ich ihn nicht wiedergesehen. Während dieser ganzen langen Zeit hatte er nichts anderes getan, als eilends zu reisen, durch Steppen, Wälder und Wüsten, wer weiß wie oft das Reittier wechselnd, nur um mir jenen Paken Briefe zu überbringen, die zu öffnen ich kaum mehr Lust habe. Er hat sich schon schlafen gelegt und wird noch morgen in aller Frühe zurückreisen.

Er wird zum letzten Mal zurückreisen. In meinem Notizbuch habe ich ausgerechnet, daß ich, wenn alles gut geht, ihn bei Fortsetzung meiner Reise nicht vor vierunddreißig Jahren wiedersehen kann. Ich werde dann zweiundsiebzig Jahre alt sein. Aber ich beginne, mich müde zu fühlen, und wahrscheinlich wird mich der Tod eher erreichen. So werde ich ihn nie wiedersehen können.

In vierunddreißig Jahren (vielmehr eher, viel eher) wird Domenico unverhofft die Lichte meines Lagers erblicken, und er wird sich fragen, warum denn ich in der Zwischenzeit nur eine so kurze Strecke zurückgelegt habe.

Wie am heutigen Abend wird der gute Bote mit den alters-
vergilbten Briefen eintreten, die mit unverständlichen
Nachrichten einer schon begrabenen Zeit beladen sind,
an der Schwelle aber wird er verharren, wenn er mich
unbeweglich auf dem Lagerliegen sieht, tot, an den Seiten
zwei Soldaten mit Fackeln.

Und doch, Domenico, reise, und sag mir nicht, ich sei
grausam! Richte meinen letzten Gruß der Stadt aus, in der
ich geboren wurde. Du bist das einzig übrig gebliebene
Band mit der Welt, welche vor Zeiten auch die meine war.
Die letzten Boten ließen mich wissen, daß vieles sich
verändert hat, daß mein Vater gestorben und die Krone an
meinen älteren Bruder übergegangen ist, daß ich zu
Hause als verschollen gelte, daß neue Paläste aus Stein
errichtet wurden, wo früher Eichen standen, unter denen
ich als Kind immer spielte. Aber doch ist es stets mein altes
Vaterland.

Mit ihnen bist du mein letztes Band, Domenico. Der fünfte
Bote, Ettore, der mich, so Gott will, in einem Jahr und acht
Monaten erreichen wird, wird nicht zurückreisen können,
weil nicht mehr genügend Zeit zur Umkehr zur Verfügung
stehen würde. Nach dir das Schweigen, mein Domenico,
es sei denn, ich fände schließlich doch die ersehnte
Grenze. Aber je mehr ich vordringe, umso mehr wächst
meine Überzeugung, daß eine Landesgrenze nicht
existiert.

Es gibt nicht, so argwöhne ich, eine Grenze, zum
mindesten nicht im Sinne, den anzulegen wir gewöhnt
sind. Es existieren keine trennenden Mauern, keine
Grenztäler, keine den Zugang verschließenden Gebirge.
Vielleicht werde ich die Grenze überschreiten, ohne es
auch nur zu merken, und ohne es zu wissen weiterziehen.
Deshalb meine ich, daß Ettore und die anderen Boten
nach ihm, wenn sie mich erreicht haben, nicht den Weg

zur Stadt einschlagen, sondern vor mir her weiter reisen sollen, so daß ich im Voraus erfahre, was mich erwartet. Eine ungewohnte Unruhe überfällt mich seit einiger Zeit des Abends, und nicht mehr ist es das Bedauern über entgangene Freuden, wie in den ersten Zeiten der Reise, vielmehr die Ungeduld, die unbekannten Länder kennen zu lernen, die vor mir liegen.

Ich glaube zu spüren – noch habe ich es niemandem anvertraut – ich glaube zu spüren, daß immer mehr von Tag zu Tag, je weiter ich in Richtung auf das unwahrscheinliche Ziel vordringe, der Himmel ein neues, selbst den Träumen unbekanntes Licht ausstrahlt, daß die Pflanzen, die Berge, die Flüsse, die wir durchqueren, von einem Wesen erfüllt zu sein scheinen, das anders als das heimatliche ist und daß die Luft unsagbare Vorahnungen erweckt.

Neue Hoffnung wird mich morgen früh weiter noch vorwärts treiben, in Richtung auf jenes unerforschte Gebirge, das die Schatten der Nacht einzuhüllen beginnen. Noch einmal werde ich das Lager abbrechen, während Domenico in entgegengesetzter Richtung verschwinden wird, Träger unnützer Botschaft an die so weit entfernte Heimat.

DIE
TÖTUNG
DES
DRACHEN

Im Mai 1902 erzählte ein Bauer des Grafen Gerol, ein gewisser Giosue Longo, der oft zur Jagd das Gebirge durchstreifte, daß er im Tal Secca ein großes häßliches Tier gesehen habe, das ein Drache zu sein schien. In Palissano, dem letzten Dorfe des Tales, ging seit Jahrhunderten die Sage, immer noch lebe in gewissen sonnenverbrannten Schluchten eines dieser Ungeheuer. Niemand hatte dies je ernst genommen. Diesmal aber – Longo war ein vernünftiger Mann, seine Erzählung genau und obwohl er sein Abenteuer oft erzählte, variierten die Einzelheiten hierbei nicht – gewann Graf Martino Gerol die Überzeugung, daß etwas Wahres an der Sache sein müsse, und er entschloß sich, sie durch eigenen Augenschein zu untersuchen. Gewiß nicht dachte er an einen Drachen, aber immerhin schien es möglich zu sein, daß in jenen abgelegenen Schluchten irgendeine große Schlange seltener Art lebe.

Der Expedition schlossen sich an der Gouverneur der Provinz Quinto Andronico mit seiner schönen und wagemutigen Gattin Maria, der Naturforscher Professor Inghirami und sein Kollege Fusti, bewandert insbesondere in der Kunst der Einbalsamierung. Der leichtlebige, skeptische Gouverneur hatte längst gemerkt, daß die Gattin für Gerol große Sympathie empfand, aber er machte sich darüber keine Gedanken. Er willigte vielmehr gern ein, als Maria ihm vorschlug, den Grafen auf der Jagd nach dem Drachen zu begleiten. Er war nicht im geringsten auf Gerol eifersüchtig, ebenso wenig beneidete er den ihm an Jugend, Schönheit, Kraft, Kühnheit und Reichtum Überlegenen.

Man brach ein wenig nach Mitternacht mit zwei Wagen vor der Stadt auf, im Geleit von acht berittenen Jägern, und erreichte das Dorf Palissano gegen sechs Uhr morgens. Gerol, die schöne Maria und die beiden Natur-

forscher schliefen, nur Andronico war wach, und er ließ den Wagen vor dem Hause eines alten Bekannten, des Arztes Taddei, halten. Bald darauf erschien der durch einen Kutscher benachrichtigte Doktor verschlafen, die Nachtmütze auf dem Kopfe, an einem Fenster des ersten Stockwerkes. Andronico stellte sich unter das Fenster, begrüßte ihn jovial und erklärte ihm den Zweck der Unternehmung. Er hatte erwartet, daß der andere, sobald er vom Drachen sprechen hörte, lachen würde. Statt dessen schüttelte Taddei mißbilligend den Kopf.

„Wenn ich Ihr wäre, würde ich nicht mitgehen.“

„Warum? Glaubt Ihr, daß nichts daran sei, daß es sich nur um leere Redereien handele?“

„Das weiß ich nicht“, antwortete der Doktor, „ich persönlich glaube, daß der Drache sehr wohl dort sein könnte, aber ich würde mich nicht in die Geschichte einmischen. Es ist eine nichts Gutes versprechende Sache.“

„Nichts Gutes? Wollt Ihr behaupten, daß Ihr dies wirklich glaubt?“

„Ich bin alt, lieber Gouverneur“, entgegnete der andere, „und habe manches gesehen. Kann sein, daß alles Unsinn ist, aber es könnte auch wahr sein. Wenn ich Ihr wäre, würde ich mich heraushalten. Außerdem, hört gut zu, der Weg ist schwer zu finden, überall nur vom Felssturz bedrohte Gebirgspfade, ein Windstoß genügt, um eine Katastrophe auszulösen, und nirgendwo ein Tropfen Wasser. Laßt es sein, Gouverneur, geht lieber dorthin, zur Crocetta (und er zeigte auf einen runden, mit Gras bewachsenen Berg oberhalb des Dorfes), dort gibt es Hasen, so viel Ihr nur wollt.“ Er schwieg einen Augenblick und fügte hinzu: „Ich würde wirklich nicht mitgehen. Einmal habe ich übrigens sagen hören, aber es hat keinen Zweck, Ihr würdet nur lachen ...“

„Warum sollte ich lachen“, rief Andronico aus, „sagt es mir

nur, sagt es.“ – „Nun gut, manche sagen, der Drache stoße Rauch aus, dieser Rauch sei giftig, schon wenig wirke tödlich.“ Entgegen seinem Versprechen brach Andronico in fröhliches Gelächter aus:

„Daß Ihr rückschrittlich seid, habe ich schon immer gewußt, wunderlich und rückschrittlich. Aber diesmal geht Ihr zu weit. Ihr gehört ins Mittelalter, mein lieber Taddei. Auf Wiedersehen heute Abend, und mit dem Kopfe des Drachen!“

Er machte ein Zeichen des Grußes, stieg wieder in den Wagen ein und gab Befehl abzufahren. Giosue Longe, der der Schar der Jäger angehörte und den Weg kannte, setzte sich an die Spitze des Zuges.

„Was hatte der Alte den Kopf zu schütteln“, fragte die schöne Maria, die in der Zwischenzeit aufgewacht war.

„Nichts“, antwortete Andronico, „das war der gute Taddei, welcher nebenher auch den Tierarzt spielt. Wir unterhielten uns über die Maul- und Klauenseuche“

„Und der Drache?“ fragte Graf Gero, der ihnen gegenüber saß. „Hast Du ihn gefragt, ob er etwas über den Drachen weiß?“

„Nein, um die Wahrheit zu sagen“, antwortete der Gouverneur. „Ich wollte nicht, daß er hinter mir her lache. Ich habe ihm gesagt, daß wir hier heraufgekommen sind, um ein wenig zu jagen, etwas anderes habe ich ihm nicht gesagt.“

Als die Sonne aufging, verschwand die Schläfrigkeit der Reisenden, die Pferde beschleunigten den Schritt, und die Kutscher trällerten vor sich hin.

„Taddei war unser Hausarzt. Einstmals – erzählte der Gouverneur – hatte er einen großen Patientenkreis. Eines schönen Tages, ich weiß nicht wegen welcher Liebesenttäuschung, hat er sich aufs Land zurückgezogen. Dann muß ihm ein anderes Unglück passiert sein, und er hat sich

hier hinauf verkrochen. Noch ein anderes Unglück, und wer weiß, wo er enden wird. Auch er wird dann eine Art von Drachen geworden sein.“

„Was für Dummheiten!“ sagte Maria etwas gelangweilt. „Immer dieser Drache, diese Musik wird allmählich lästig, Ihr habt von nichts anderem gesprochen, seit wir aufgebrochen sind.“

„Aber Du bist es doch, die mitkommen wollte“, gab mit sanfter Ironie der Gatte zurück. „Und wie konntest Du unser Gespräch hören, da Du doch ununterbrochen geschlafen hast? Oder hast Du vielleicht nur so getan?“

Maria antwortete nicht und schaute unruhig aus dem Fenster. Sie betrachtete die Berge, die immer höher, steiler und rauher wurden. Zum Talabschluß hin hatte man einen Durchblick auf eine chaotische Reihe von zumeist kegelförmigen Gipfeln, nackt, ohne Busch und Gras, gelblich getönt, von einer Einsamkeit ohnegleichen. Gegeißelt von der Sonne, leuchteten sie in starrem, stärkstem Lichte.

Es war etwa neun Uhr, als die Wagen anhielten, da die Straße endete. Die Jäger stiegen von den Pferden und sahen, daß sie sich nunmehr im Herzen dieses unheilvollen Gebirges befanden. Von nah gesehen, schien es aus nassen, bröcklichen Felsen, fast wie Erde, zu bestehen, ein einziger Felssturz vom Gipfel bis zum Grunde.

„Hier ist es, hier beginnt der Pfad“, sagte Longo, auf eine Spur menschlicher Schritte hinweisend, die zur Mündung eines kleinen Tales hinaufführte. Von hier aufsteigend, erreichte man in drei Viertelstunden den Burel, wo der Drache gesehen wurde.

„Habt Ihr Wasser mitgenommen?“ fragte Andronico die Jäger.

„Vier Flaschen Wasser und außerdem zwei Flaschen Wein“, antwortete einer der Jäger. „Das ist genug, glaube ich.“

Merkwürdig, jetzt, weit von der Stadt, eingeschlossen von

den Bergen, begann der Gedanke eines Drachen ihnen weniger unsinnig vorzukommen. Die Reisenden schauten umher. Nichts Beruhigendes bot sich den Blicken. Gelbliche Kämme, auf denen nie eine menschliche Seele gewesen war, auf beiden Seiten sich öffnende Talschluchten, deren Windungen sich den Blicken verbargen, eine Landschaft unendlicher Verlassenheit.

Sie machten sich schweigend auf den Weg. An der Spitze die Jäger mit Flinten, den Feldschlangen und den übrigen Jagdgeräten, dann kam Maria, am Ende die beiden Naturforscher. Zum Glück lag der Pfad noch im Schatten. Inmitten des gelben Gesteins wäre die Sonne eine Qual gewesen.

Auch das Tal, das zum Burel führte, war eng und gewunden, kein Bach floß im Grunde, an den Seiten gab es nicht Pflanzen, nicht Gras, nur Felsen und Geröll. Kein Gesang der Vögel oder des Wassers, nur hin und wieder Kieselgeklirr.

Während die Schar so weiterzog, wurde unter ihnen auf einmal ein junger Mann sichtbar, der schneller als sie ging und eine tote Ziege auf der Schulter trug. „Der da geht zum Drachen“, sagte Longo, und er sagte es mit der größten Natürlichkeit, ohne jeden Anflug von Scherz. Die Leute von Palissano, erklärte er, seien überaus abergläubisch und schickten jeden Tag eine Ziege zum Burel, um die Launen des Ungeheuers zu beschwichtigen. Das Opfer werde abwechselnd von den Jünglingen des Dorfes überbracht. Wehe, wenn das Ungetüm seine Stimme hören ließe. Dann würde ein Unglück geschehen.

„Und der Drache frißt jeden Tag die Ziege auf?“ fragte scherzend der Graf.

„Am nächsten Morgen findet man nichts mehr, das ist sicher.“

„Nicht einmal die Knochen?“

„Aber nein, nicht einmal die Knochen. Er schleppt sie weg und verzehrt sie im Innern der Höhle.“

„Und es könnte nicht sein, daß irgendein Dorfbewohner sie ißt?“ fragte der Gouverneur, „Den Weg kennen alle. Hat man jemals wirklich gesehen, daß der Drache die Ziege wegschleppt?“

„Das weiß ich nicht, Exzellenz“, antwortete der Jäger. Der Jüngling mit der Ziege hatte sie mittlerweile eingeholt.

„Sag mal, junger Mann!“ redete der Graf ihn in seinem autoritären Tone an, „was willst Du für die Ziege haben?“

„Ich kann sie nicht verkaufen, Herr“, antwortete der.

„Nicht einmal für zehn Scudi?“

„Ah, für zehn Scudi ...“, willigte der Jüngling ein, „das bedeutet, daß ich mir eine andere holen werde.“ Und er legte das Tier auf die Erde.

Andronico fragte den Grafen: „Was willst Du mit der Ziege anfangen? Du willst sie doch wohl nicht essen?“

„Du wirst schon sehen, wozu sie mir dient“, sagte der Graf ausweichend.

Die Ziege wurde auf die Schulter eines Jägers genommen, der Bursche aus Palissano stieg im Laufschrift wieder zu seinem Dorfe ab, und die Schar machte sich von neuem auf den Weg.

In knapp einer Stunde kamen sie endlich an. Das Tal öffnete sich unversehens zu einem weitgeschwungenen Felsenzirkus, dem Burel, einer Art Amphitheater, umgeben von Mauern aus Erde und brüchigen Felsen, von gelbrötlicher Farbe. Gerade in der Mitte, auf dem Gipfel eines kegelförmigen Geröllhaufens, ein schwarzes Loch: die Höhle des Drachen.

„Da ist sie“, sagte Longo. Sie blieben in kurzem Abstand vor ihr stehen, auf einer Kieselterrasse, die sich als bester Beobachtungsstand anbot, etwa zehn Meter oberhalb des

Niveaus der Höhle und fast genau ihr gegenüber. Die Terrasse hatte zudem den Vorteil, von unten her nicht zugänglich zu sein, da eine steil abstürzende Wand sie beschützte. Maria konnte sich dort mit der größten Sicherheit aufhalten.

Man schwieg, man spitzte die Ohren. Man hörte nichts als das unermeßliche Schweigen der Berge, unterbrochen zuweilen durch das Flüstern der Kiesel. Mal rechts, mal links löste sich unerwartet eine Erdzunge, und dünne Bäche Felsgesteins begannen zu rieseln und sich mühevoll auszubreiten. Man hatte den Eindruck einer Landschaft ununterbrochenen Verfalls, gottverlassener Berge, die sich nach und nach auflösten.

„Und wenn heute der Drache nicht herauskommt?“ fragte Quinto Andronico.

„Ich hab die Ziege“, antwortete Gerol. „Du vergißt, daß ich die Ziege habe!“

Man begriff, was er sagen wollte. Das Tier sollte als Köder dienen, um das Ungeheuer aus der Höhle zu locken.

Man begann mit den Vorbereitungen: Zwei Jäger erkletterten mühsam eine etwa zwanzig Meter oberhalb des Höhleneinganges gelegene Stelle, von der sie im Notfall Steine hinabschleudern konnten. Ein anderer begab sich zu dem unweit der Höhle gelegenen Kieshügel, um dort die Ziege niederzulegen. Andere stellten sich an den Seiten auf, gut verteidigt hinter großen Felsen mit den Gewehren und den Feldschlangen. Andronico stand unbeweglich, nur sehen wollte er.

Maria schwieg. Jede Unternehmungslust war in ihr erloschen. Wie gern wäre sie gleich nach Hause zurückgekehrt. Aber sie wagte es niemandem zu sagen. Ihre Blicke durchschweiften die Felswände, die alten und die neuen Geröllawinen, die Säulen roter, jeden Augenblick zu stürzen drohender Erde. Was denn gegenüber einer

solchen Einsamkeit konnten diese unendlich wenigen, der Gatte, der Graf, die Naturwissenschaftler, die Jäger ausrichten?

Nachdem die tote Ziege vor der Höhle niedergelegt worden war, konnte man nichts anderes tun als warten. Es war etwas nach zehn Uhr, und der Burel stand jetzt völlig im Strahl der Sonne, die ihn mit intensiver Wärme füllte. Hitzewellen strömten von der einen zur anderen Felswand, und um den Gouverneur und seine Gattin vor den Sonnenstrahlen zu schützen, errichteten die Jäger, so gut es ging, eine Art Baldachin aus den Decken der Kutschen, und Maria wurde nicht müde, zu trinken.

„Achtung!“ schrie auf einmal Graf Gerol, der auf einem Felsvorsprung oberhalb des Kieselgerölls stand, in der Hand eine Flinte, an der Seite eine Metallkeule.

Alle hielten zitternd den Atem an, als sie aus dem Schlund der Höhle etwas Lebendiges kommen sahen. „Der Drache, der Drache!“ schrien zwei oder drei Jäger, man wußte nicht, war es ein Schrei der Freude oder des Schreckens. Das Wesen tauchte ins Licht, wie eine Natter bebend und schaukelnd. Hier also war das legendäre Ungeheuer, dessen Stimme allein ein ganzes Dorf erzittern ließ.

„Oh, wie häßlich!“ rief Maria aus, mit deutlicher Erleichterung, denn sie hatte Schlimmeres erwartet.

„Nun komm schon!“ schrie scherzend ein Jäger. Und alle fanden ihre Selbstsicherheit wieder.

„Anscheinend ein kleiner Ceratosaurus!“ sagte Professor Inghirami, dem jene Ruhe des Gemütes zurückgekehrt war, die den Phänomenen der Natur gerecht wird. Nein, das Ungeheuer wirkte tatsächlich nicht erschreckend. Es war nicht viel mehr als zwei Meter lang, hatte einen Kopf, der dem eines Krokodiles ähnelte, obschon er kürzer war, und den langen Hals einer Eidechse, die Brust sah wie aufgebläht aus, der Schwanz war kurz und eine Art

feuchtweichen Kammes zog sich über den Rücken. Mehr als die bescheidenen Dimensionen waren es jedoch seine mühsamen Bewegungen, die Erdfarbe der pergamentartigen Haut (mit einigen grünlichen Streifen), die völlige Schlaffheit des Körpers, die jede Furcht löschten. Das alles drückte ein unermessliches Alter aus. Wenn es ein Drache war, so war es ein altersschwacher Drache, fast am Ende des Lebens.

„Da, nimm dies!“ schrie höhnisch einer der Jäger, die über den Eingang der Höhle geklettert waren. Und er schleuderte einen Stein auf das häßliche Tier herab.

Der Stein fiel senkrecht herab und erreichte genau den Schädel des Drachen. Man hörte deutlich ein dumpfes toc wie von einem Kürbis. Maria überkam eine Anwandlung von Ekel.

Der Schlag war kraftvoll, doch unzulänglich. Nachdem es einen Augenblick unbeweglich, wie betäubt, verweilt hatte, begann das Reptil Hals und Kopf nach links und rechts hin und her zu bewegen, in einer Gebärde des Schmerzes. Die Kiefern öffneten und schlossen sich mehrmals, zwischen ihnen wurde ein Kamm spitzer Zähne sichtbar, doch kein Laut drang aus dem Rachen. Dann bewegte sich der Drache den Kiebhügel hinauf in Richtung auf die Ziege.

„Dir hat man einen Dickschädel gegeben, wie?“ lachte Graf Gerol, der plötzlich seine Reserviertheit verloren hatte. Er schien erfüllt von freudiger Aufregung, wie im Vergnügen des Gemetzels.

Ein Schuß aus der Feldschlange, abgeschossen aus einer Entfernung von etwa dreißig Metern, verfehlte das Ziel. Die Detonation zerriß die stagnierende Luft und wurde in traurigem Gedonnere von den Felsmauern zurückgeworfen, von denen unzählige kleine Felslawinen herniederzurieseln begannen.

Fast sogleich wurde die zweite Feldschlange abgefeuert. Das Geschoß erreichte das Ungeheuer an einer Hinterpfote, aus der sofort ein Blutstrom hervorsprudelte. „Sieh, wie er tanzt!“ rief Maria aus, auch sie gepackt von dem grausamen Schauspiel. In der Qual der Wunde hatte das Tier tatsächlich begonnen, sich zuckend um sich selbst zu drehen, in bejammernswertem Kummer. Die zerfetzte Pfote baumelte hinter ihm her und hinterließ auf dem Kies die Spur feuchter Schwärze.

Endlich gelang es dem Reptil, die Ziege zu erreichen und mit den Zähnen zu packen. Es war im Begriff, den Rückweg anzutreten, als der Graf, um den eigenen Mut zur Schau zu stellen, sich ihm auf fast zwei Meter näherte und das Gewehr auf seinen Kopf abfeuerte.

Eine Art von Zischen kam aus dem Schlund des Untieres. Es hatte den Anschein, als ob es versuche, sich zu beherrschen, die Wut zu überwinden, nicht die ganze Kraft der Stimme, die es im Körper hatte, zu zeigen, wie wenn ein den Menschen unbekannter Grund es bewege, Geduld zu zeigen. Die Gewehrku­gel war ihm ins Auge gedrungen. Gerol, der nach dem Schuß zurückgelaufen war, erwartete, daß der Drache tot zu Boden stürze. Aber der Drache war nicht tot, sein Leben schien unauslöschbar wie Feuer von Pech. Mit der Bleikugel im Auge schluckte das Reptil gemächlich die Ziege herunter, und man sah, wie der Hals sich allmählich beim Hinuntergleiten des Riesenbisses wie Gummi ausdehnte. Dann zog es sich auf die felsige Ausgangsbasis zurück und begann, seitlich von der Höhle die Wand hinaufzuklettern. Es kam, gierig die Rettung suchend, mit großer Mühe höher, oft brachten die Pfoten die Erde unter ihm zum Einsturz. Hoch oben krümmte sich ein klarer, blasser Himmel, die Sonne trocknete im Nu die Blutspuren.

„Wie ein Mistkäfer im Waschbecken“, sagte mit leiser

Stimme der Gouverneur Andronico, mit sich selbst sprechend.

„Was sagst Du?“ fragte ihn die Gattin.

„Nichts, nichts.“

„Warum eigentlich zieht er sich nicht in seine Höhle zurück?“ gab Professor Inghirami zu bedenken, in klarer Würdigung aller wissenschaftlichen Aspekte der Szene.

„Er hat Furcht, dort eingesperrt zu bleiben“, half ihm Fusti.

„Ach was, er dürfte völlig betäubt sein. Und wie kannst Du glauben, daß er derartiger Überlegungen überhaupt fähig wäre? Ein Ceratosaurus ...“

„Das ist kein Ceratosaurus“, widersprach Fusti. „von dem habe ich mehrere Exemplare für Museen restauriert, aber die sind anders. Wo sind die Schwanzstacheln?“

„Er verbirgt sie“, erwiderte Andronico. „Schau, wie aufgeschwollen der Unterleib ist. Der Schwanz rollt sich unter ihm zusammen, und man kann ihn nicht sehen.“

Während sie sich unterhielten, lief einer der Jäger, jener, der den zweiten Kanonenschuß abgefeuert hatte, zur Terrasse, auf der Andronico stand, offensichtlich in der Absicht wegzugehen.

„Wohin gehst Du, wohin gehst Du?“ schrie Gerol ihn an.

„Bleib auf Deinem Posten, bis wir fertig sind.“

„Ich gehe“, sagte der Jäger mit fester Stimme. „Diese Sache gefällt mir nicht. Das ist keine Jagd für mich.“

„Was willst Du damit sagen? Du hast Angst. Willst Du das sagen?“

„Nein, Herr, ich habe keine Angst.“

„Sicher hast Du Angst, sage ich, wenn nicht, würdest Du auf deinem Posten bleiben.“

„Ich habe keine Angst, ich sage es nochmals. Schämt Ihr Euch lieber, Herr Graf.“

„Ah, schämt Ihr Euch“, schäumte Martino Gerol, „verdammter Spitzbube! Du bist einer aus Palissano, wette ich,

ein übler Feigling bist Du. Geh, bevor ich Dir eine Lektion erteile.“

„Und Du, Beppi, wohin gehst Du jetzt?“ schrie der Graf von neuem, als ein zweiter Jäger sich zurückzog.

„Auch ich gehe, Herr Graf. Ich will meine Hand nicht in diesem häßlichen Geschäft haben.“

„Ah, Ihr Feiglinge“, heulte Gerol, „Ihr Feiglinge, das müßtet Ihr mir bezahlen, wenn ich nicht an diese Stelle gebunden wäre.“

„Nicht Angst ist es, Herr Graf“, antwortete der zweite Jäger, „nicht Angst ist es, Herr Graf. Ihr werdet sehen, daß die Sache übel ausgehen wird.“

„Das lasse ich Euch jetzt sehen!“ Und einen Stein von der Erde aufhebend, warf der Graf ihn mit aller Kraft gegen den Jäger. Aber der Wurf ging ins Leere.

Eine Pause von einigen Minuten verstrich, während der Drache sich an der Wand abmühte, ohne daß es ihm gelang, höher zu kommen. Erde und Steine fielen und zogen ihn immer weiter nach unten, von wo er gekommen war. Abgesehen von diesem Lärm fallender Steine hörte man nichts.

Dann die Stimme von Andronico. „Soll das noch lange so weitergehen?“ schrie er Gerol an. „Eine Höllenhitze. Du hast dem eine gute Weile schon zugesetzt. Welchen Geschmack hast Du daran, es so zu quälen, auch wenn es nur ein Drache ist?“

„Ist das denn meine Schuld?“ antwortete Gerol gereizt. „Siehst Du nicht, daß es nicht sterben will. Mit einer Kugel im Schädel und doch lebendiger als je.“

Er unterbrach sich, als er den jungen Mann von zuvor am Rande des Kishügels auftauchen sah, auf der Schulter eine andere Ziege. Dieser blieb verwundert stehen, als er die Ansammlung der Männer, die Waffen, die Blutspuren und vor allem den Drachen sah, der nie zuvor vor seinen

Augen die Höhle verlassen hatte und nun mühsam die Felsen hinauf zu kriechen versuchte, und starrte auf die sonderbare Szene.

„Hallo, junger Mann“, schrie Gerol, „was willst Du für die Ziege haben?“

„Nichts, ich kann sie nicht hergeben“, antwortete der Jüngling. „Nicht einmal für ihr Gewicht in Gold. Aber was habt Ihr gemacht?“ fuhr er fort, die Augen aufreißend beim Anblick des bluttriefenden Ungetüms.

„Wir sind hier, um die Dinge zu ordnen. Ihr könntet zufrieden sein. Von morgen ab keine Ziege mehr.“

„Wieso keine Ziege mehr?“

„Weil es morgen keinen Drachen mehr gibt“, sagte der Graf lächelnd.

„Aber das könnt Ihr nicht, das könnt Ihr nicht machen, sage ich“, rief der Jüngling erschreckt aus.

„Jetzt fängst auch Du an!“ schrie Martino Gerol. „Sofort her mit der Ziege!“

„Nein, gewiß nicht“, entgegnete der andere entschlossen und wich zurück.

„Ah, verflucht!“ Und der Graf stürzte sich auf den Jüngling, versetzte ihm einen Faustschlag mitten ins Gesicht, riß ihm die Ziege vom Rücken und schleuderte ihn zu Boden.

„Das werdet Ihr bereuen, sage ich Euch, das werdet Ihr bereuen!“ drohte sich wieder erhebend der Jüngling mit leiser Stimme, wagte jedoch nicht, sich zu widersetzen. Aber Gerol hatte ihm schon den Rücken zugewandt.

Die Sonne hatte jetzt die Mulde mit ihrem Feuer überfallen, und nur mühsam gelang es, die Augen offen zu halten, so sehr blendete die Rückstrahlung der gelben Kiesel, der Felsen und nochmals der Kiesel und der Steine, nichts, absolut nichts, auf dem die Blicke hätten ausruhen können.

Maria wurde immer durstiger, und trinken half nichts. „O Gott, welche Hitze!“ klagte sie. Auch der Anblick des Grafen Gerol begann ihr überdrüssig zu werden.

In der Zwischenzeit waren Dutzende von Männern erschienen, wie wenn die Erde sie ausgestoßen hätte. Wahrscheinlich hatte das Gerücht, Fremde seien zum Burel aufgebrochen, sie aus Palissano hergelockt. Sie standen unbeweglich auf den Kämmen einiger roter Erdhügel und beobachteten schweigend.

„Ein schönes Publikum hast Du jetzt“, wandte sich Andronico mit dem Versuch zu scherzen an Gerol, der mit zwei Jägern verhandelte, die sich mit ihm über die Ziege beugten.

Der Graf sah auf und erblickte die Unbekannten, die ihn anstarrten. Er schnitt eine Grimasse der Verachtung und wandte sich wieder der Arbeit zu.

Der Drache war entkräftet von der Felswand auf den Kiesgrund herabgeglitten und lag unbeweglich, nur sein aufgeblähter Bauch bebte.

„Fertig!“ sagte einer der Jäger und er und Gerol hoben die Ziege von der Erde auf. Sie hatten dem Tier den Bauch geöffnet und eine Explosivladung eingeführt, die mit einer Zündschnur verbunden war.

Man sah, wie jetzt der Graf furchtlos über dem Kieshügel vorwärtsschritt, sich dem Drachen bis auf eine Entfernung von nicht mehr als zehn Metern näherte, mit aller Ruhe die Ziege auf die Erde legte und wieder zurückging, wobei er die Zündschnur entrollte.

Eine halbe Stunde mußte man warten, bis das Tier sich bewegte. Die unbekannten Männer, die auf dem Rand der Erdhügel standen, schienen Statuen zu sein, nicht einmal untereinander sprachen sie, und ihre Mienen drückten Mißbilligung aus. Unempfindlich gegen die Sonne, die äußerste Kraft gewonnen hatte, wandten sie die Blicke

nicht von dem Reptil ab, fast als wenn sie es anflehen wollten, sich nicht zu bewegen. Stattdessen drehte sich der Drache, als er von einer Gewehrkugel am Rücken getroffen wurde, plötzlich um, erblickte die Ziege und schleppte sich langsam zu ihr hin. Er war im Begriff, den Hals zu recken und die Beute zu packen, als der Graf die Zündschnur in Brand steckte. Die kleine Flamme lief hurtig der Schnur entlang, erreichte ziemlich schnell die Ziege und löste die Explosion aus.

Der Knall war nicht lärmend, viel weniger stark als die Schüsse der Feldschlange, ein trockener, aber gedämpfter Ton, wie von einem Brett, das man zerbricht. Aber der Körper des Drachen wurde von der Erschütterung zurückgeschlagen, und man konnte daher sehen, daß der Bauch aufgeschlitzt worden war. Der Kopf begann von neuem, sich qualvoll von rechts nach links zu bewegen, es schien, als ob er nein sagen wollte, daß es nicht gerecht sei, daß man allzu grausam gewesen sei und daß nun keine Hoffnung mehr bestehe.

Wohlgefällig lachte der Graf, aber diesmal nur er allein. „Entsetzlich! Genug!“ rief die schöne Maria aus, das Gesicht mit den Händen bedeckend.

„Ja“, sagte langsam der Gatte, „auch ich glaube, daß es böse enden wird.“

Das Reptil lag, offensichtlich am Ende der Kräfte, in einer Pfütze schwarzen Blutes. Und jetzt nun: Zwei Fäden dunklen Rauches entquollen den Flanken, einer rechts und einer links, zwei schwere, sich mühsam nach oben erhebende Ausdünstungen.

„Hast Du gesehen?“ fragte Andronico den Kollegen.

„Ja, ich hab's gesehen“, bestätigte der andere.

„Zwei Luftlöcher in Art eines Blasebalges, wie beim Ceratosaurus, die sogenannten operculi hammeriani.“

„Nein“, sagte Fusti, „es ist kein Ceratosaurus.“

In diesem Augenblick verließ der Graf den Schutz des Felsens, hinter den er sich gestellt hatte und näherte sich dem Drachen, um ihm den Todesstoß zu versetzen. Er befand sich gerade in der Mitte des Kieskegels und wollte mit der Metallkeule ausholen, als alle Zuschauer ein Geheul ausstießen.

Einen Augenblick lang glaubte Gerol, daß es sich um ein der Erlegung des Drachen geltendes Triumphgeschrei handle. Dann bemerkte er, daß sich etwas hinter seinem Rücken bewegte. Er sprang herum und sah, oh, wie lächerlich, sah zwei jammervolle Tierchen aus der Höhle stolpern und in ziemlich schnellem Laufe auf sich zukommen. Zwei kleine unförmige Kriechtiere, nicht länger als einen halben Meter, Miniaturausgaben des sterbenden Drachen. Zwei winzige Drachen, die Kinder, wahrscheinlich hatte der Hunger sie aus der Höhle hervorgelockt.

Das war eine Sache weniger Augenblicke. Der Graf gab auf schönste Weise eine Probe seiner Behendigkeit. „Komm her“, schrie er, begeistert die Eisenkeule schwingend. Und nur zwei Schläge genügten. Geschwungen mit höchster Energie und Entschiedenheit, fuhr der Totschläger nacheinander auf beide kleinen Ungetüme herab, ihre Köpfe wie Glaskugeln spaltend. Beide erschlafften, tot, von weitem sahen sie wie Dudelsäcke aus.

Die unbekannten Männer, jetzt entfernten sie sich, ohne den geringsten Laut von sich zu geben, herablaufend über die Kieselzungen. Man hätte sagen können, daß sie einer unerwarteten Drohung entflöhen. Sie verursachten keinen Lärm, veranlaßten keinen Bergsturz, wandten nicht einmal für einen Augenblick den Kopf zur Höhle des Drachen, verschwanden, wie sie gekommen waren, geheimnisvoll.

Der Drache indessen bewegte sich, und es hatte den Anschein, daß es ihm nie und niemals gelingen würde

zu sterben. Wie eine Schnecke kriechend näherte er sich den kleinen Tieren, immer noch zwei Rauchfaden ausstoßend. Nachdem er die Kinder erreicht hatte, legte er sich ermattet hin, streckte mit unendlicher Mühe den Kopf aus und begann zärtlich, die toten Tierchen zu belecken, mit der Absicht vielleicht, sie ins Leben zurückzurufen. Schließlich schien der Drache alle ihm verbliebenen Kräfte zusammenzufassen, er hob den Hals senkrecht zum Himmel, wie er es noch nicht getan hatte, und aus dem Rachen drang, zuerst leise, dann mit wachsender Stärke, ein unsagbares Geheul, ein Schrei, nie gehört auf der Welt, nicht tierisch, nicht menschlich, so haßbeladen, daß sogar der Graf schreckgelähmt erstarrte.

Jetzt verstand man, warum er zuvor nicht hatte in die Höhle zurückkehren wollen, wo er doch Rettung gefunden hätte, warum er keinen Schrei ausgestoßen und sich auf ein Zischen beschränkt hatte. Der Drache dachte an seine Kinder, und um ihnen Böses zu ersparen, hatte er seine eigene Rettung geopfert, hätte er sich nämlich in der Höhle verborgen, so würden die Menschen ihn dort drinnen verfolgt und seine Kinder entdeckt haben, und wenn er seine Stimme erhoben hätte, wären die Tiere herausgelaufen, um zu sehen, was es gäbe. Nur jetzt, da er sie sterben gesehen hatte, gab er sein infernalisches Geheul von sich.

Er rief um Hilfe, er verlangte Rache für seine Kinder. Aber wen rief er? Die Berge etwa, trocken und menschenleer, den Himmel ohne Vögel und Wolken, die Menschen, die ihm so viel Böses antaten, den Teufel vielleicht? Das Geheul durchbohrte die Felsenmauern und die Himmelskuppel, erfüllte die ganze Welt. Es schien unmöglich (auch ohne jeden vernünftigen Grund), es schien unmöglich, daß niemand ihm antworten würde. „Wen kann er rufen?“ fragte Andronico, der vergebens versuchte, seiner Stimme

einen scherzhaften Klang zu geben. „Wen ruft er? Da ist niemand, der kommt, scheint mir.“

„Oh, daß er schnell sterbe!“ sagte die Frau.

Aber der Drache entschloß sich nicht zu sterben, obwohl der Graf in blinder Raserei mit dem Gewehr auf ihn schoß, um ihn auszulöschen. Tac! Tac! Es war unnütz. Der Drache liebte mit der Zunge die toten Tiere, während immer langsamer fließend ein weißlicher Saft ihm aus dem unversehrten Auge hervorquoll.

„Der Saurier“, rief Professor Fusti aus, „sieh, wie er weint!“ Der Gouverneur sagte: „Es ist spät. Genug, Marino, es ist spät und Zeit zu gehen.“

Sieben Mal erhob sich die Stimme des Ungeheuers zum Himmel, und Fels und Himmel erdröhnten. Beim siebten Mal schien sie nie zu enden, dann erlöschte sie plötzlich, fiel senkrecht herab, versank im Schweigen.

In der tödlichen Ruhe, die nun folgte, hörte man stoßweises Husten. Von Pulver ganz bedeckt, das Antlitz verzerrt in Anstrengung und Schweiß, warf der Graf sein Gewehr zwischen die Felsen, überquerte den Geröllkegel hustend und preßte seine Hand auf die Brust.

„Was gibt’s?“ fragte Andronico mit ernstem Gesicht in düsteren Vorahnungen. „Was ist Dir geschehen?“

„Nichts“, sagte Gerol, mühsam den Ton der Stimme zur Fröhlichkeit stimmend. „Mir ist etwas von diesem Rauch in die Kehle geraten.“ – „Von welchem Rauch?“

Gerol antwortete nicht, machte aber mit der Hand ein Zeichen zum Drachen. Das Untier lag unbeweglich, auch den Kopf hatte es auf die Steine sinken lassen, man hätte es für tot halten können, wenn nicht diese beiden dünnen Rauchfaden gewesen wären.

„Ich glaube, mit ihm geht es zu Ende“, sagte Andronico. So schien es wirklich zu sein. Das unglaublich hartnäckige Leben entfloß dem Maul des Drachen.

Niemand hatte seinen Schrei beantwortet. In der ganzen Welt hatte sich niemand gerührt. Die Berge standen unbeweglich, auch die kleinen Steinlawinen taten so, als wären sie nicht vorhanden, der Himmel war klar, nicht die kleinste Wolke, und die Sonne machte Anstalten, unterzugehen. Niemand, nicht Lebewesen, nicht Geister, waren die Bluttat rächend zu Hilfe geeilt. Er war es gewesen, der Mensch, der diesen übrig gebliebenen Fleck der Welt ausstrahlt hatte, der listige und mächtige Mensch, der, wo auch immer er sei, weise, Ordnung schaffende Gesetze aufstellt, der untadelbare Mensch, der sich um den Fortschritt bemüht und in keiner Weise das Überleben des Drachen zugeben kann, nicht einmal in abgelegenen Gebirgen. Es war der Mensch, der zu töten hatte, und es wäre töricht gewesen, ihn dafür zu tadeln.

Das, was der Mensch getan hatte, war richtig, entsprach auf das genaueste den Gesetzen. Und doch erschien es unmöglich, daß niemand der ungeheuren Stimme des Drachen geantwortet hatte. Andronico wünschte, ebenso wie seine Gattin und die Jäger, nichts anderes, als zu fliehen, sogar die Naturwissenschaftler verzichteten auf ihre Einbalsamierungsabsichten, nur um schnell wegzukommen.

Die Männer des Dorfes waren verschwunden, wie wenn die Vorahnung eines Fluches sie vertrieben hätte. Schatten senkten sich auf die brüchigen Felsen herab. Vom Körper des Drachen, jetzt ein pergamentartig vertrockneter Kadaver, erhoben sich ununterbrochen die beiden Rauchfaden, die sich in der unbewegten Luft langsam umschlangen. Alles schien beendet, eine traurige Sache, die man zu vergessen hatte, nichts anderes. Aber der Graf fuhr fort zu husten und zu husten. Erschöpft saß er auf einem großen Felsen neben den Freunden, die nicht wagten, mit ihm zu sprechen. Auch Maria, sonst so furcht-

los, sah zur Seite. Man hörte nur diese kurzen Hustenstöße. Vergeblich suchte Martino Gerol sich zu beherrschen, eine Art von Feuer brannte, immer tiefer eindringend, im Innern seiner Brust.

„Ich hab’s gefühlt“, flüsterte der Gouverneur Andronico seiner Frau zu, die ein wenig zitterte, „ich hab’s gefühlt, daß es böse enden würde.“

DIE HEILIGEN

Jeder der Heiligen hat sein kleines Haus am Strande, mit einem Balkon, der auf das Meer hinausschaut, und dieses Meer ist Gott. Im Sommer, wenn es heiß ist, erfrischen sie sich in den kühlen Wassern, und diese Wasser sind Gott. Bei der Nachricht, daß ein neuer Heiliger nahe, wird sofort ein neues Haus an der Seite der anderen gebaut, die so eine sehr lange Reihe bilden, die sich längs des Meeresufers hinzieht. An Raum mangelt es gewiß nicht.

Auch San Gancillo, als er nach seiner Ernennung an dem Ort anlangte, fand sein Häuschen, das wie die anderen gebaut war, fertig vor, mit Möbeln, Wasche, Geschirr, einigen guten Büchern und allem, was dazu gehört. Da gab es sogar, an der Wand aufgehängt, einen hübschen Fliegenwedel, denn in der Gegend lebten ziemlich viele Fliegen, wenn sie auch nicht gerade lästig waren.

Gancillo war kein ruhmreicher Heiliger, er hatte dürftig als Bauer gelebt, und erst nach seinem Tode war sich der eine oder andere zurückdenkend der Gnade bewußt geworden, die diesen Menschen erfüllte und ihm im Umkreise von wenigstens drei, vier Metern entstrahlte. Und der Pfarrer, ohne allzu viel Vertrauen in die Wahrheit, hatte die ersten Schritte zum Verfahren der Seligsprechung getan. Seither waren fast zweihundert Jahre vergangen.

Aber im tiefen Schöße der Kirche, Schrittden für Schrittden, ohne Eile, war das Verfahren weiter gegangen. Bischöfe und Päpste starben einer nach dem anderen, und andere kamen, trotzdem wanderte die Akte Gancillo fast von selbst von einem Amt zum anderen, immer höher und höher. Ein Hauch von Gnade war geheimnisvoll jenem längst vergilbten Aktenbündel angeheftet geblieben, und kein Prälat, der ihn, wenn er es durchblättert, nicht wahrgenommen hätte. Das erklärt, warum die Sache nicht fallengelassen wurde. Bis endlich eines Morgens das

Bildnis des Bauern in einem goldenen Heiligenschein in höchster Höhe der Kuppel der Peterskirche gehißt wurde und unten der Heilige Vater persönlich den Ruhmespsalm anstimmte, der Gancillo zur Majestät der Altäre erhob. In seinem Dorfe wurden große Feste veranstaltet, und ein Student der Lokalgeschichte glaubte das Haus zu identifizieren, in dem Gancillo geboren war und bis zu seinem Ende gelebt hatte, und das Haus wurde zu einer Art bäuerlichen Museums umgewandelt. Aber da niemand mehr sich seiner erinnerte und alle Verwandten gestorben waren, dauerte die Volkstümlichkeit des neuen Heiligen nur wenige Tage. Seit undenkbaren Zeiten wurde in diesem Dorfe als Patron ein anderer Heiliger verehrt, Marcolino, und um seine Statue zu küssen, die wunder-tätigen Ruf hatte, kamen Pilger aus entfernten Gegenden. Gerade neben der prächtigen Nische des San Marcolino, vollgepropft mit Votivtafeln und Lichtern, wurde der neue Altar des Gancillo errichtet. Aber wer beachtete ihn? Wer kniete vor ihm nieder, um zu beten? Er war eine so blasse Gestalt, nach zweihundert Jahren. Er hatte nichts, an dem die Einbildungskraft sich hätte entzünden können.

Wie auch immer, Gancillo, der nie eine solche Ehre erträumt hatte, ließ sich in seinem kleine Hause nieder und, in der Sonne auf dem Balkon sitzend, betrachtete er in Glückseligkeit den Ozean, der in ruhiger Kraft atmete. Wenn er nicht am nächsten Morgen, er hatte sich früh erhoben, einen uniformierten Boten gesehen hätte, der auf dem Fahrrad ankam, in das benachbarte Haus eintrat und ein Paket abgab, dann in das nächste Haus mit einem Paket ging und so alle Häuser besuchte, bis Gancillo ihn aus dem Auge verlor. Aber ihm brachte er nichts.

Als sich dies auch in den nächsten Tagen wiederholte, gab Gancillo, neugierig geworden, dem Boten einen Wink, zu ihm zu kommen, und fragte ihn: „Entschuldigen Sie,

was eigentlich bringen Sie jeden Morgen meinen Kameraden, während Sie doch mir nie etwas bringen?“ „Es ist die Post“, antwortete der Bote, indem er respektvoll die Mütze abnahm, „und ich bin der Briefträger.“

„Was für eine Post? Wer schickt sie?“ Worauf der Briefträger lächelnd durch ein Zeichen zu verstehen gab, es seien jene der anderen Seite, die vom Jenseits, die Leute da unten von der anderen Welt.

„Petitionen?“ fragte San Gancillo, der zu verstehen begann. „Ja, Petitionen, Bitten, Ersuche jeder Art“, sagte der Bote in gleichgültigem Tone, wie wenn es Lappalien seien, um nicht den neuen Heiligen zu beschämen.

„Und jeden Tag kommt so viel an?“

Der Briefträger hätte ihm sagen können, daß gerade jetzt eine tote Jahreszeit sei und daß in den besten Tagen zehn-, zwanzigmal mehr ankomme. Aber um Gancillo nicht zu betrüben, zog er sich mit einem „Nun ja, das ist verschieden, je nachdem“, aus der Affäre und fand bald einen Vorwand, sich zu entfernen.

Tatsache ist, daß nie jemand sich an San Gancillo wandte. Wie wenn er nicht existiere. Kein Brief oder nur ein Briefchen, nicht einmal eine Postkarte. Und er, der jeden Morgen alle jene an die Kollegen gerichteten Päckchen sah, nicht daß er neidisch geworden wäre, da er häßlicher Empfindungen unfähig war, immerhin aber fühlte er sich enttäuscht und hatte ein schlechtes Gewissen bei dem Gedanken, nichts zu tun zu haben, während die anderen so viele Dinge zu erledigen hätten, kurz, er hatte das Gefühl, daß er das Brot der Heiligen unberechtigterweise aße. (Es war ein Spezialbrot, ein wenig besser als das der gewöhnlichen Seligen.)

Dieser Gram veranlaßte ihn, eines Tages sich neugierig einem der Nachbarhäuser zu nähern, von dem ein merkwürdiges Geticke ausging.

„Aber ich bitte dich, Lieber, tritt ein, dieser Sessel ist recht bequem. Entschuldige, wenn ich eine kleine Arbeit beende, dann bin ich sofort bei dir“, sagte ihm der Kollege herzlich. Er ging ins Nebenzimmer, wo er mit erstaunlicher Geschwindigkeit einem Stenographen ein Dutzend Briefe und verschiedene Dienstanweisungen diktierter, die der Sekretär eilig in die Schreibmaschine tippte. Dann kehrte er zu Gancillo zurück: „Ach, mein Lieber, ohne ein Minimum an Organisation wäre es eine schlimme Sache, bei all der Post, die ankommt. Komm, ich zeige dir meine elektronische Kartei.“ Er war sehr freundlich.

Eine elektronische Kartei hatte Gancillo gewiß nicht nötig, der ziemlich kleinlaut nach Hause zurückkehrte. Und er dachte: „Sollte es möglich sein, daß niemand mich braucht? Wie gern würde ich mich nützlich machen. Wie wäre es, wenn ich zum Beispiel ein kleines Wunder täte, um die Aufmerksamkeit auf mich zu lenken?“

Gesagt, getan, ihm kam in den Sinn, in seinem Bild, das in der Dorfkirche hing, die Augen zu bewegen. Vor dem Altar des San Gancillo befand sich zwar nie jemand, aber zufälligerweise ging gerade Memo Tancia, der Dorftrottel, vorbei. Der sah, wie das Bild die Augen rollte, und schrie bei diesem Wunder auf.

Gleichzeitig, mit der Blitzesschnelle, die ihnen auf Grund ihrer sozialen Stellung gewährt war, erschienen einige Heilige bei Gancillo und gaben ihm mit großer Gutmütigkeit zu verstehen, daß es besser sei, wenn er das Wunder abbreche: Nicht, daß etwas Böses dabei wäre, aber solche Typen von Wundern seien wegen einer gewissen ihnen innewohnenden Leichtfertigkeit an höchster Stelle nicht besonders geschätzt. Sie sagten dies ohne einen Schatten von Bosheit, aber es konnte sein, daß es sie doch etwas wurmte zu sehen, wie dieser Letztangekommene so ohne weiteres mit der größten Unbefangenheit Wunder tat, die

sie hingegen eine verfluchte Mühe kosteten. San Gancillo verzichtete natürlich, und unten im Dorf untersuchten die Leute, die bei dem Schreien des Dorftrottels herbeigeeilt waren, lange das Bild, ohne etwas Besonderes zu entdecken. Sie gingen daher enttäuscht weg, und wenig fehlte daran, daß Memo Tancia eine Tracht Prügel bezogen hätte.

Nun nahm Gancillo sich vor, die Aufmerksamkeit der Menschen mit einem kleineren und poetischeren Wunder auf sich zu lenken. Und er ließ eine wunderschöne Rose aus seinem alten Grabstein aufbrechen, der bei der Seligsprechung repariert worden war, sich aber nun von neuem in einem Zustand völliger Vernachlässigung befand. Aber es war bestimmt, daß es ihm nicht gelingen sollte, sich verständlich zu machen. Der Kaplan des Friedhofes bemerkte die Vernachlässigung und eilte gleich zum Totengräber, dem er es gründlich gab: „Wenigstens auf das Grab das San Gancillo könntest du wohl achtgeben, nicht wahr? Es ist eine Schande, Faulpelz, der du bist. Ich bin vorbeigegangen und habe gesehen, daß es völlig von Unkraut überwachsen ist.“ Und der Totengräber riß den kleinen Rosenstrauch aus.

Um ganz sicher zu gehen, wandte Gancillo sich nun dem traditionellsten der Wunder zu. Und dem ersten Blinden, der an seinem Altar vorüberging, schenkte er ohne weiteres das Augenlicht wieder.

Aber nicht einmal jetzt ging es ihm gut. Denn niemandem kam der Gedanke, daß das Wunder ein Werk Gancillos sei, vielmehr schrieben alle es San Marcolino zu, dessen Altar unmittelbar neben dem seinen stand. Und so groß war die Begeisterung, daß man die Statue des Marcolino, die ein paar Doppelzentner wog, auf die Schultern nahm und sie in einer Prozession bei Glockengeläut durch die Straßen des Ortes trug. Und der Altar des San Gancillo blieb mehr

denn je vergessen und gemieden. An diesem Punkt sagte sich Gancillo: Es ist besser, ich gebe es auf. Man sieht, es ist so, meiner will sich niemand erinnern. Und er setzte sich auf den Balkon, schaute hinaus auf dem Ozean, und sein Herz wurde leichter.

Dort saß er in Betrachtung der Wellen, als er an die Tür klopfen hörte. Er ging und öffnete. Es war kein Geringerer als Marcolino in Person, der sich rechtfertigen wollte.

Marcolino war ein prächtiger, hochgewachsener Mann, überschwenglich und voll von Fröhlichkeit: „Was soll man da tun, mein lieber Gancillo? Ich habe wirklich keine Schuld. Ich bin gekommen, weißt du, weil ich nicht möchte, daß du vielleicht dächtest ...“

„Aber wieso denn“, sagte Gancillo, sehr getröstet durch diesen Besuch, und auch er lachte.

„Siehst du?“ fuhr Marcolino fort, „viel ist mit mir nicht los, und doch bedrängen sie mich vom Morgen bis zum Abend. Du bist viel heiliger als ich, und doch vernachlässigen sie dich alle. Man muß Geduld haben, mein Bruder, mit dieser schäbigen Welt“, und er schlug ihn liebevoll auf den Rücken. – „Aber warum kommst du nicht herein? Gleich wird es dunkel sein und es beginnt kühl zu werden, wir könnten Feuer anzünden und du bleibst zum Abendbrot.“ – „Mit Vergnügen, mit dem größten Vergnügen“, entgegnete Marcolino.

Sie traten ein, hackten ein wenig Holz und machten Feuer, dies allerdings mit einiger Mühe, denn das Holz war noch feucht. Aber schließlich, nach fleißigem Blasen, erhob sich eine prächtige Flamme. Nun hängte Gancillo den Kochtopf über das Feuer, gefüllt mit Wasser für die Suppe, und in Erwartung, daß es koche, setzten sich beide auf die Bank, wärmten sich die Knie und plauderten herzlich miteinander. Aus dem Kamin begann eine dünne Fahne Rauch aufzusteigen, und auch dieser Rauch war Gott.

WEIHNACHTS- GESCHICHTE

Düster und spitzböig der alte bischöfliche Palast, salpeterdurchtränkt die Mauern. Dort zu weilen ist in den Winternächten eine Strafe. Die anliegende Kathedrale ist ungeheuer groß, ein Leben genügt nicht, sie völlig kennenzulernen, und sie besteht aus einem solchen Knäuel von Kapellen und Sakristeien, daß selbst nach Jahrhunderten der Benutzung einige von ihnen fast unbemerkt geblieben sind. Was tut am Weihnachtsabend – so fragte man sich – der abgezehrte Erzbischof so ganz allein, während die Stadt das Fest begeht? Wie kann er sich der Melancholie erwehren? Alle haben einen Trost: Der Knabe hat den Zug und den Hampelmann, das Schwesterchen hat die Puppe, die Mutter hat die Kinder um sich, der Kranke eine neue Hoffnung, der alte Junggeselle die Gesellschaft des Freundes, der Gefangene die Stimme eines anderen aus der benachbarten Zelle. Don Valentino, der pflichteifrige Sekretär des Erzbischofs, lächelte, wenn er die Leute so sprechen hörte. Der Erzbischof hat am Weihnachtsabend Gott. Kniend, mutterseelenallein inmitten der kalten, leeren Kirche, auf den ersten Blick könnte es einem leid tun, aber wenn man wüßte! Er ist nicht allein, er ist auch nicht kalt und fühlt sich nicht verlassen. Gott ist, für den Erzbischof, am Heiligenabend über alle Ufer getreten, die Kirchenschiffe sind von ihm buchstäblich überschwemmt, so sehr, daß die Türen Mühe haben, ihn eingeschlossen zu halten, und wenn auch Öfen fehlen, ist es doch so warm, daß die weißen Nattern in den Särgen der historischen Äbte erwachen, durch die Luftlöcher der Kellergeschosse hochsteigen und von den Balustraden der Beichtstühle freundlich den Kopf vorstrecken.

So an diesem Abend der Dom, überströmend von Gott. Und obwohl er wußte, daß es ihm nicht zustand, hielt sich Don Valentino besonders gern damit auf, das Betpult her-

zurichten. Wie hätten sich damit Weihnachtsbaum, Trutzhahn und Champagner vergleichen können. Das tat er auch an diesem Weihnachtsabend, als er, mit solchen Gedanken beschäftigt, an ein Portal des Domes klopfen horte. „Wer klopft an den Türen des Domes“, fragte sich Don Valentino, „am Heiligabend? Haben sie noch nicht genug gebetet? Von welcher Ungeduld sind sie besessen?“ Und so mit sich sprechend, ging er, um zu öffnen, und mit einem Windstoß trat ein armer, in Lumpen gehüllter Mann ein.

„Welche Überfülle von Gott!“ rief der sich umschauend aus. „Wie schön! Man fühlt ihn sogar von draußen. Monsignore, könnten Sie mir nicht ein wenig von ihm abtreten? Bedenken Sie, es ist Weihnachtsabend.“

„Er gehört seiner Exzellenz, dem Erzbischof“, antwortete der Geistliche. „Er gebraucht ihn in einigen Stunden. Seine Exzellenz führt bereits das Leben eines Heiligen. Ihr dürft wirklich nicht erwarten, daß er jetzt auch noch auf Gott verzichtet. Und außerdem bin ich nie ein Monsignore gewesen.“

„Nicht einmal ganz wenig, Reverendo? So viel von ihm gibt es hier! Seine Exzellenz würde es nicht einmal merken!“

„Ich habe Nein gesagt ... Du kannst gehen ... Der Dom ist für das Publikum geschlossen“, verabschiedete er den Armen mit einem Fünf-Lire-Schein.

Aber als der Unglückliche den Dom verließ, verschwand gleichzeitig auch Gott. Bestürzt schaute Don Valentino umher, richtete den Blick hinauf zu den finsternen Gewölben: Nicht einmal dort oben war Gott. Die ganze großartige Zurschaustellung von Säulen, Altären, Katafalken, Armleuchtern, Wanddrapierungen, sonst so geheimnisvoll und mächtig, war plötzlich ungastlich und unheilvoll geworden. Und in ein paar Stunden würde der Erzbischof

herabkommen. Erregt öffnete Don Valentino ein wenig eine der Außentüren und schaute auf den Platz hinaus. Nichts. Auch draußen keine Spur von Gott, obwohl es Weihnachtsabend war. Aus tausend erleuchteten Fenstern drang das Echo von Gelächter, Gläsergeklirr, Musik und sogar von Verwünschungen. Nicht Glocken, nicht Gesang.

Don Valentino ging in die Nacht hinaus, er durchschritt die vom Lärm ausgelassener Festmahle erfüllten Straßen der Stadt. Doch kannte er die richtige Adresse. Als er das Haus betrat, setzte sich die befreundete Familie gerade zu Tisch. Alle schauten sich freundlich an, und um sie herum war ein wenig von Gott.

„Fröhliche Weihnachten, Reverendo“, sagte der Familienvater. „Dürfen wir Sie einladen?“

„Ich bin in Eile, Freunde“, erwiderte er. „Wegen meiner Unachtsamkeit hat Gott den Dom verlassen, und seine Exzellenz kommt in kurzer Zeit, um zu beten. Könnt Ihr mir nicht den Euren geben? Ihr habt ihn nicht so sehr nötig, da Ihr in Gesellschaft seid.“

„Mein lieber Don Valentino“, sagte der Vater. „Sie vergessen, möchte ich meinen, daß heute Heiligabend ist. Gerade heute sollten meine Kinder Gottes weniger bedürftig sein? Ich muß mich wundern, Don Valentino.“ Im gleichen Augenblick, in dem der Mann dies sagte, glitt Gott aus dem Zimmer. Das fröhliche Lächeln erlosch, und der gebratene Kapaun fühlte sich zwischen den Zähnen wie Sand an.

Von neuem weiter durch die Nacht, durch verlassene Straßen. Weit mußte Don Valentino gehen, bis er ihn schließlich wiedersah. Er war an den Toren der Stadt angelangt, und vor ihm dehnte sich im Dunkel das Land aus, ein wenig erhellt vom Schimmer des Schnees. Und über den Wiesen und den Reihen der Maulbeerbäume wogte Gott,

wie wenn er ihn erwarte. Don Valentino fiel nieder auf die Knie.

„Aber was tun Sie da, Reverendo“, fragte ihn ein Bauer.

„Wollen Sie sich in dieser Kälte eine Krankheit holen?“

„Sieh dorthin, mein Sohn, siehst Du nichts?“

Der Bauer schaute ohne Staunen. „Er gehört uns“, sagte er.

„Jedesmal zu Weihnachten kommt er und segnet unsere Felder.“

„Hör zu“, sagte der Geistliche. „Könntest Du mir nicht ein wenig von ihm geben? In der Stadt sind wir ohne ihn geblieben, sogar die Kirchen sind leer. Gib mir ein wenig ab, damit wenigstens der Erzbischof ein angemessenes Weihnachten erleben kann.“

„Aber nicht einmal im Traum, mein lieber Reverendo! Wer weiß, was für ekelhafte Sünden Ihr in Eurer Stadt begangen habt. Eure Schuld. Seht zu, wie Ihr fertig werdet.“

„Gewiß hat man gesündigt. Wer sündigt nicht? Aber Du kannst viele Seelen retten, mein Sohn, wenn Du ja sagst.“

„Ich habe gerade genug damit zu tun, die meine zu retten“, lachte der Bauer auf, und im gleichen Augenblick, in dem er dies sagte, erhob sich Gott von seinen Feldern und entschwand im Dunkel. Immer weiter noch ging er suchend. Gott schien sich immer rarer zu machen, und wer ein wenig von ihm besaß, wollte es nicht abtreten (aber sobald er nein sagte, verschwand gleichzeitig Gott, der sich immer weiter entfernte).

Und nun war Don Valentino am Rande einer großen Heide angelangt, und im Hintergrund, gerade am Horizont, leuchtete Gott in sanftem Lichte, wie eine längliche Wolke. Der arme Geistliche warf sich auf die Knie nieder in den Schnee. „Warte auf mich, o Herr“, flehte er, „durch meine Schuld ist der Erzbischof allein geblieben, und heute Abend ist Weihnachten.“

Er hatte eiskalte Füße, machte sich im Nebel auf den Weg, versank bis zu die Knien, stürzte von Zeit zu Zeit langhinstreckt zu Boden. Wie lange noch würde er aushalten müssen?

Bis er einen feierlich getragenen Chorgesang hörte, Engels stimmen, ein Lichtstrahl drang durch den Nebel. Er öffnete eine kleine Holztür und befand sich in einer gewaltig großen Kirche, in deren Mitte beim Schein weniger kleiner Lichter ein Geistlicher betete. Und die Kirche war voll des Paradieses.

„Bruder“, stöhnte Don Valentino, am Ende der Kräfte, vom Bart hingen ihm Eiszapfen herab, „hab Mitleid mit mir. Mein Erzbischof ist durch meine Schuld allein geblieben und hat Gott nötig. Gib mir ein wenig von ihm, ich bitte Dich.“

Langsam drehte sich der Betende um. Und Don Valentino, ihn erkennend, erblaßte noch mehr, wenn dies überhaupt möglich war.

„Frohe Weihnacht, Don Valentino!“ rief der Erzbischof ihm entgegengetreten aus, ganz von Gott umgeben. „Verwünschter Junge, wo hast Du dich nur herumgetrieben? Darf man wissen, was Du bei diesem Hundewetter draußen zu suchen hattest?“

NACHWORT

Dino Buzzati, italienischer Journalist und Schriftsteller, berichtete und kommentierte für seine Zeitungsleser die Ereignisse des 20. Jahrhunderts, fing die Realität in Ausschnitten ein, um sie in die Rationalität alltäglicher Meldungen zu überführen.

In seinen literarischen Texten, seinem bekanntesten Roman „Die Tatarenwüste“ und seinen zahlreichen Erzählungen, stieg er über die Realität der Tatsacheninformation hinaus in eine andere Wirklichkeit: die unserer Träume und Alpträume.

Die Verbindung von Journalismus und Schriftstellerei ist unter Buzzatis Zeitgenossen nichts Ungewöhnliches. Oft kommt der Literatur dann die Rolle zu, in epischer Breite den engen Rahmen der Zeitungsmeldungen weiterzuführen, die Fakten in ihr gesellschaftliches und psychologisches Umfeld einzubetten, wie es die Autoren des in der italienischen Erzählliteratur des 20. Jahrhunderts vorherrschenden Neorealismus praktizierten. Wirklichkeitsbezug und Sozialkritik, getragen von einem meist marxistischen Engagement, war ihr Geschäft; sie entwarfen in ihren Texten ein kritisches und analytisches Panorama der modernen italienischen Gesellschaft.

Nicht so Dino Buzzati. Zwar beginnen die meisten seiner Erzählungen in einem chronikhaften Rahmen, in dem der Leser durch knappe und oft stereotype Attribute schnell seine eigene Zeit erkennt, um dann aber durch eine Überspitzung jenes wohlbekannten Inventars unserer modernen Welt, durch dessen Verdichtung und Verengung, in eine räumliche und zeitliche Entgrenzung getragen zu werden, die in Absurdität, im Nichts oder im Tod endet. Die Faszination, die von diesen Texten ausgeht, verdankt sich der Spannung zwischen realistischen und phantastischen Momenten und ebenso den poetischen Verfahrensweisen, mit denen eine reale Ausgangs-

situation verfremdet wird. Nicht von Beginn an spielt die Handlung in einer anderen Wirklichkeit, sondern Irrealität wird erst zum Ereignis innerhalb des Textes, indem durch eine Temposteigerung an irgendeinem Punkt der reale Rahmen zerplatzt. Dies ist der für Buzzatis Texte so charakteristische Moment, in dem das Vertraute zu wanken und etwas Unfaßbares sich langsam zu präzisieren beginnt, das die Ereignisse in einen außerhalb der Vernunft liegenden Raum enthebt.

Dieser Übergang von Realität in Irrealität innerhalb literarischer Texte ist ein wichtiges Moment in der Entwicklung der modernen europäischen Literatur, das zuerst von den Romantikern des 19. Jahrhunderts entwickelt wurde. Den Ansprüchen und Erkenntnissen der Aufklärung nach Rationalität wurde das Unbewußte, als unterdrückte und abgespaltene Seite des Lebens entgegengesetzt, indem es in der literarischen Darstellung *innerhalb* der der Vernunft zugänglichen Wirklichkeit situiert wurde. Die Inhalte der Träume, die Bilder der Psyche wurden damit als Teil unserer Erfahrungswelt ausgewiesen, als zur Realität dazugehörig.

Buzzatis Beschreibungen unserer Wirklichkeit sind denkbar sparsam. Zur Kennzeichnung von Orten und Personen verwendet er nur allgemeinste Daten, die oft nicht über den Gattungsnamen hinausgehen: Wir erfahren, daß die Geschichte in einer Stadt spielt oder in einem Zug; eine Gestaltung der Szene im Sinne eines literarischen Realismus, wie sie z. B. für Buzzatis Zeitgenossen Alberto Moravia so typisch ist, wird nicht unternommen, stattdessen erhält die Stadt Attribute, die sie von keiner anderen Stadt der Welt unterscheiden. Das gleiche gilt für Personen; zur Angabe ihrer Namen und Berufe gesellen sich weder eine Beschreibung ihres Äußeren noch eine psychologische Charakterisierung. So sind

Räume und Menschen bei Buzzati nicht konkrete und spezifische Fälle, sondern Abstraktionen: die banalsten Kennzeichen sind für ihn zugleich die wesentlichen. Auch hier schält sich ein Unterschied zum journalistischen Schreiben heraus: Vom konkreten Fallbericht einer Zeitungsmeldung geht Buzzati in seiner Literatur zu einer typisierenden Darstellung über. Diese Abstraktion dient ihm nun aber nicht dazu, über das Erkennen des Wesentlichen zu Erklärungen über die äußere und die innere Welt zu gelangen, sondern sie geschieht vielmehr mit dem Ziel, die sich vollziehenden Handlungen ihrer Erklärbarkeit zu entreißen, ihnen eine Eigendynamik, eine undurchschaubare, zufällige und schicksalhafte Eigenbewegung zuzuschreiben, auf die der Mensch keinen Einfluß hat. So wird für Buzzati auch die Angst zu einem beherrschenden Thema: der Verlust von ordnender Rationalität ist Traum und Alptraum.

Die Inhalte der Alp träume sind zuweilen zugleich Symbole für das Leben. So wird in der Erzählung „Schnellzug“ das unfaßbare, immaterielle Vergehen von Zeit durch eine Bewegung im Raum faßbar gemacht. Der Zug fährt unerbittlich durch vorbeiziehende Landschaften und trägt mit seiner Bewegung den Reisenden durch dessen Leben. An den einzelnen Halten des Zuges trifft der Reisende auf die verschiedenen Stationen seines Lebens, auf einen Geschäftspartner, seine Liebste, schließlich auf seine alte Mutter, und die Reise durch seine Lebenszeit wird zum Schauplatz der verpaßten Gelegenheiten: Der Fahrplan des Zuges / Lebens läßt dem Reisenden / Menschen keine Zeit, die ihm gebotenen Möglichkeiten zur Verwirklichung zu führen. Diese Bebilderung des Vergehens von Zeit, dem jedes Leben unterliegt, verdeutlicht uns die Unmöglichkeit, einen glücklichen Moment zu ergreifen und festzuhalten.

Das Leben erscheint hier reduziert auf die ständige Erwartung eines fernen Ziels, über das selbst nichts bekannt ist. Auch in der Erzählung „Die sieben Boten“ wird die Lebenszeit literarisch veranschaulicht in einer Bewegung im Raum, die der Erkundung seiner Grenzen gelten soll. Die räumliche Entfernung von dem Ort seiner Geburt wird für den Sohn des Königs zu einer genau kalkulierten Raum-Zeit-Relation, in der die angestrebte Kommunikation jeden Sinn verliert, da sich zwischen ihm und seinen Erinnerungen, seiner Vergangenheit, seiner ehemals vertrauten Vaterstadt ein täglich sich weitender Abgrund auftut und er seine Reise durch das Leben nur einsam als Entfernung vom Ausgangspunkt erfährt, ohne sein Ziel je zu erreichen. Es ist die Erfahrung der einzigen Begrenzung des Lebens, der durch den Tod, die den Endpunkt der Reise bilden wird. – Und was anders als der Tod kann das Ziel des Reisenden im „Direttissimo“ sein?

Einige – wenige – andere Erzählungen Buzzatis spielen von Beginn an in einer mythischen Welt, wie die Geschichte der Heiligen, deren himmlischer Alltag inventarisiert wird mit Attributen irdischer Geschäftigkeit. Oder sie spielen – wie „Die Tötung des Drachen“ – an Orten, die durch das Netz der Zivilisation gefallen zu sein scheinen und in die Menschen eindringen mit dem Zwang zu vernünftiger Ordnung und Beherrschung der Natur. Schaut Buzzati in den oben charakterisierten Erzählungen mit seiner Vorstellungskraft hinter die rational scheinende Wirklichkeit, in die er seine Ausgangssituationen plaziert, so erkennen wir in der „Tötung des Drachen“ ein anderes Verfahren: Hier ist die zivilisierte Welt den Rest-Mythen auf den Fersen! Die Bewohner des Gebirgsdorfes leben mit ihrem Glauben an eine Sagengestalt, nehmen sie in ihren Alltag auf; selbst der alte Doktor, ein Mann der Wissenschaft, rät den aufklärungshungrigen Forschern,

nicht den Weg der Erkenntnis zu gehen und die unerklärbaren Freiräume der Natur bestehen zu lassen. Die schaurig-romantische Szenerie in den kargen Bergen aus Schutt und Geröll läßt uns den Autor als einen erkennen, der Partei nimmt; die märchenhafte Wendung zur letzten Rache des sagenhaften Opfers erscheint als Wunschbild: Möge der zivilisierte Mensch nicht den Sieg davontragen.

Dino Buzzati wurde 1906 in Belluno geboren, Landschaft seiner Kindheit und Jugend und später geliebtes Ziel seiner Ausflüge waren die herausfordernd unzugänglichen Berge der Dolomiten. Mit Mailand als dem Ort seines Jura-Studiums und seiner anschließenden lebenslangen Tätigkeit als Journalist beim „corriere della sera“ wurde eine moderne Großstadt zu seinem neuen Lebens- und Erfahrungsraum. Beide Räume unterlegen seine literarischen Texte, bereichert noch durch die Wüste, symbolhafter Fluchtraum aus Stadt und Zivilisation und Ort der Auswegslosigkeit zugleich. Hatte für Buzzati biographisch die Großstadt den Naturraum der Berge abgelöst, so wiederholte sich die Ablösung in der Chronologie seiner Prosa: Mehr und mehr drängte sich das Großstadtleben auch in seinen literarischen Blick. Buzzati starb 1972.

Obwohl Buzzati in Italien sehr erfolgreich war, 1958 erhielt er den dort begehrtesten Literaturpreis, den Premio Strega, ist er in Deutschland, wie viele andere italienische Autoren, nahezu unbekannt. Der Komponist Ernst Pepping (1901–1981), ein begeisterter Leser und guter Literaturkenner, lernte die Erzählungen Buzzatis auf seinen zahlreichen Italienfahrten kennen und schätzen. Aus Freude an der italienischen Sprache und dem Stil Buzzatis übersetzte er 1961 die hier vorliegende Auswahl von Erzählungen; eine Arbeit, die nicht zur

Veröffentlichung gedacht war, die es aber verdient,
gelesen zu werden, um der Faszination der Geschichten
und um der gelungenen Übersetzungen willen.

Andrea Rückert

